

Off 496

1359

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur
von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

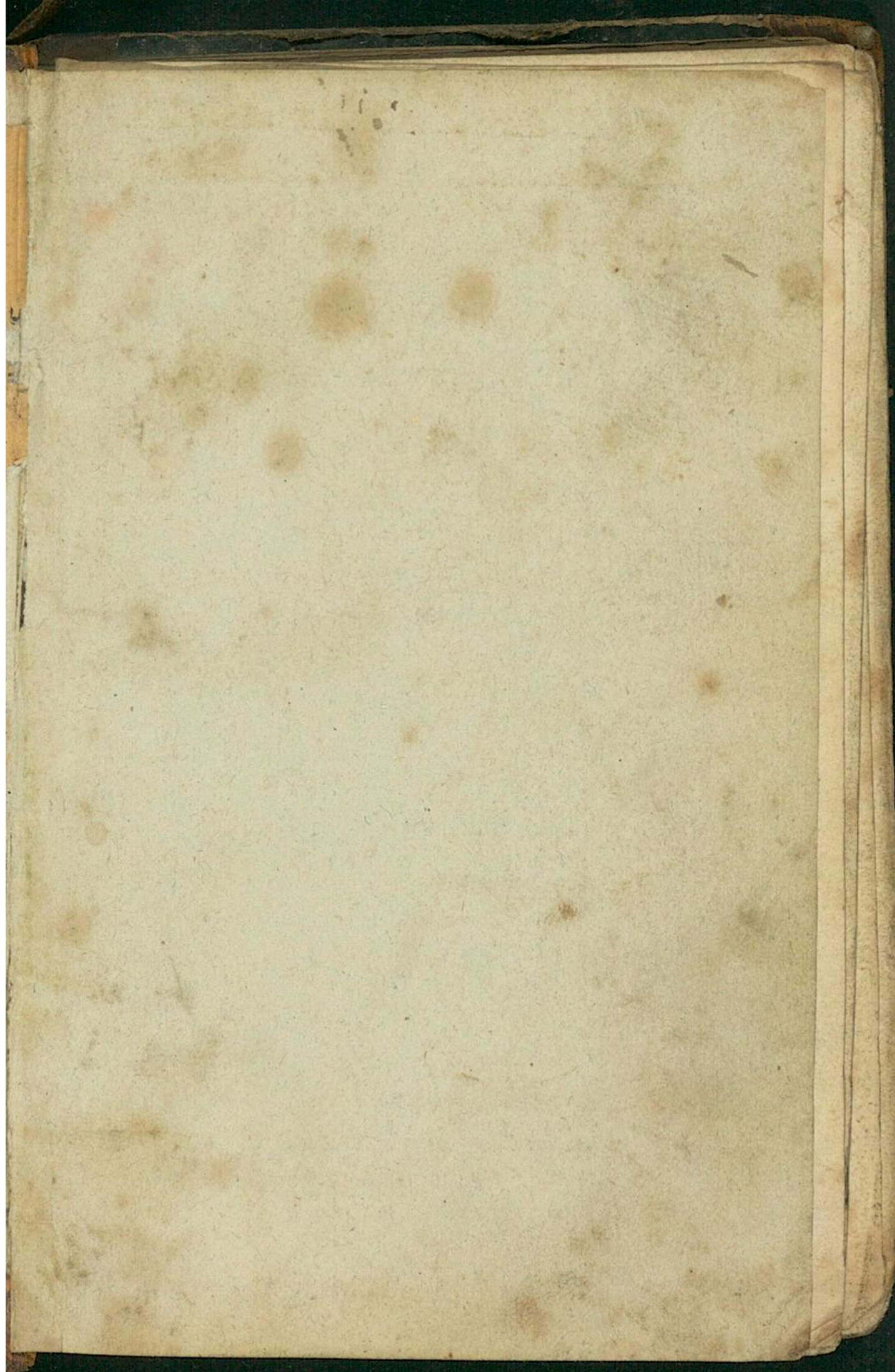
4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

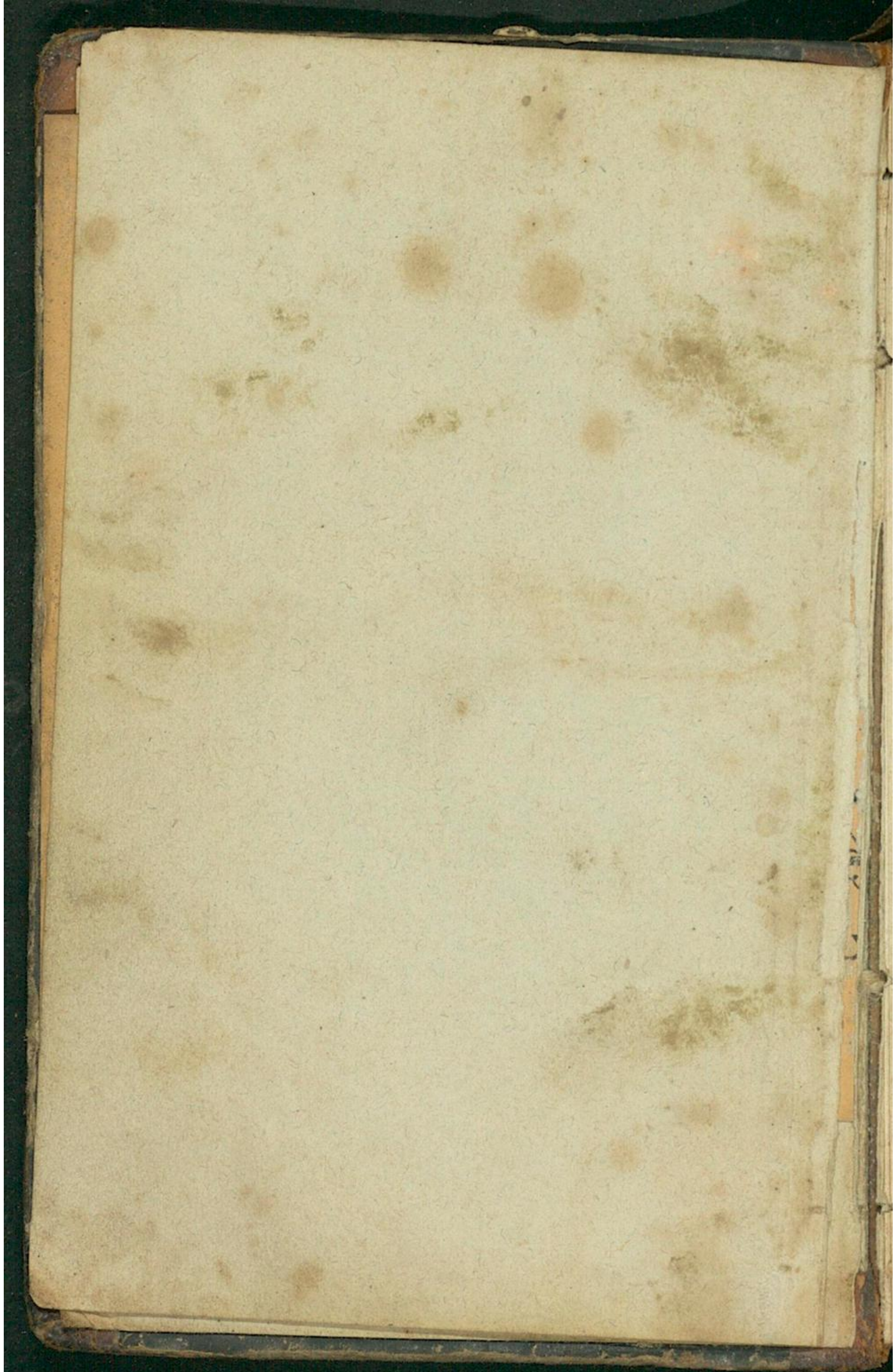
für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wt. — Pf.	1 Wt. 50 Pf.	2 Wt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ansleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.





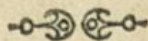
Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dreiunddreißigster Theil.



Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.

1844.



Sanserrate.

Von

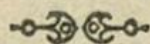
Paul de Koch.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1844.

© u n e r n o

Handwritten text, possibly a name or title, appearing as a faint watermark or bleed-through.

Printed text, likely a publisher's name or address, appearing as a faint watermark or bleed-through.

Printed text, likely a publisher's name or address, appearing as a faint watermark or bleed-through.

Printed text, likely a publisher's name or address, appearing as a faint watermark or bleed-through.

Printed text, likely a publisher's name or address, appearing as a faint watermark or bleed-through.

Printed text, likely a publisher's name or address, appearing as a faint watermark or bleed-through.

Printed text, likely a publisher's name or address, appearing as a faint watermark or bleed-through.

Printed text, likely a publisher's name or address, appearing as a faint watermark or bleed-through.

Erstes Kapitel.

Die Pflastertreter. — Das Boulevard des Italiens.

Auf dem Boulevard des Italiens ergingen sich Arm in Arm drei junge Leute. Während sie gleichsam dahin schlenderten, schauten sie rechts und links, begafften streifend die Frauen, besonders wenn solche hübsch waren, und unterwarfen bald das Gesicht der Einen, bald die Gestalt der Andern, ihren ganz lauten Betrachtungen. Dieß Alles begleiteten sie mit ihren Witz und Calembours, mit Lachen und Thorheiten; dabei ihre Cigarren schmauchend, ließen sie sich deutlich als solche Modejungen erkennen, wie sie sich auf dem Boulevard der Chauffée d'Antin umhertreiben.

Seine ganz eigene Welt hat jedoch dieses Boulevard, das Boulevard der großen Welt, wo sich übrigens auch Viele ergehen, die durch Geberden, Haltung und Grundsätze auf Stunden nach der Enthaltbarkeit des Cynikers schmecken.

Jeder Theil einer großen Stadt hat seine Viertel mit seinen Eigenthümlichkeiten; Lebensart, Sprache, ja selbst die Sitten der Bewohner nehmen ihren besondern Charakter an.

So unterscheidet sich das Aeußere eines Rentiers vom Marais und das eines der ci-devant jungen Leute der Straße von Antin; so der Gang einer Dame der Vorstadt St. Germain und der einer Bürgerin der Cité; ja die Grisette der Straße St. Jacques ist eine ganz andere, als die Lorette des Places Breda. Doch bleiben die Bewohner eines Viertels nicht ausschließend auf ihrem Terrain, und man begegnet ihnen manchmal auch auf dem benachbarten Boden. Ein gutes und geübtes Auge täuscht sich aber hierin nicht; es erkennt auf der Stelle die Fremden und verwechselt sie durchaus nicht mit den Einheimischen. Kunst und Effekation bleiben stets hinter dem Naturell zurück und es wäre einem Beamten der Straße St. Antoine eben so schwer, einen Bank-Commis der Straße Laffite nachzuahmen, als ein Mädchen des Places Maubert die Haltung einer jungen Dame der Vorstadt St. Honoré haben kann.

Das Boulevard des Italiens ist kein gewöhnlicher Spaziergang; er verdient die Aufmerksamkeit des Beobachters und dürfte selbst in der Pariser Geschichte sein Kapitel finden, denn er hat stets nach dem Laufe der politischen Begebenheiten auch seinen Namen geändert.

Zur Zeit der Revolution von 89 hieß dieser Theil des Boulevards Coblenz, und hatte selbst diesen Namen sich unter dem Kaiserreich erhalten. Im Jahr 1815, zur Zeit der zweiten Restauration, wurde der Name in den von Gent umgetauscht. Die erste Benennung erinnerte an den Ort der Zusammen-

kunft der Emigrirten der ersten Revolution; die zweite an die erste Rückkehr Ludwigs XVIII. Die Franzosen haben von jeher die Eigenheit gehabt, an die unwichtigsten Dinge ihre Politik anzuknüpfen; ebenso gut an Blumen und Lieder, wie an den Namen einer Promenade. Aber anders ist es mit der Mehrzahl der Damen, welche auf dem Boulevard des Italiens ihre Eroberungen zu machen suchen. Ihr kosmopolitisches Lächeln, ihre Blicke gelten dem Republikaner und dem Legitimisten, dem alten Soldaten des Kaiserreichs, wie dem Günstling der Restauration; indessen hat man immer bemerken können, daß sie sich besonders für die Anhänger des juste-milieu affektionirten.

Indessen darf man nicht glauben, daß alle Damen den Eroberungen halber auf die Bänke dieses Boulevards zu sitzen kamen. Man fand auf dem Boulevard Coblenz, später von Gent, häufig sehr gute Gesellschaft, und findet sie noch jetzt manchmal, freilich seltener, auf dem Boulevard des Italiens.

Man kommt dort zusammen, man bespricht sich über das neue Ballet im Opernhaus, die letzte Vorstellung der italienischen Opera, die Soirée der Frau Gräfin * * * und den Ball, der neulich von dem reichen Banquier dieses Stadtviertels gegeben wurde. Man gibt sich hier Rendezvous und Besuche; junge Männer nähern sich einer Gruppe von Damen, bleiben vor den Bänken stehen, begrüßen, machen ihre Complimente wie in einem Salon, und entfernen sich wieder nach kurzem Gespräche, um ent-

weder ihre Promenade fortzusetzen oder in einiger Entfernung mit andern bekannten Personen zusammenzutreffen.

Vor einigen Jahren noch war das Boulevard von Gent der Ausstellungsort der Toilette. Die Damen präsentirten dort einen neuen Kopfsputz, die Herren einen eleganten Anzug; erschien heute einer von ihnen mit einem Kleide neuen Schnittes, so wurde es morgen die Mode der Dandy's der Hauptstadt.

Anderer Zeiten andere Sitten! Heut zu Tage macht man nicht mehr seine Toilette für das Boulevard des Italiens. Die Cigarre überzieht nun dieses Viertel mit ihrem Rauch; man sieht keinen jungen Mann, der nicht eine im Munde hätte; die bedeutendsten jungen Leute erscheinen einfach, selbst ernsthaft gekleidet, so daß sie eher Puritanern gleichen, während ihr Bart sie mit den jungen Edelleuten zur Zeit Franz I. verwechseln läßt. Doch kehren wir zu unsern drei Spaziergängern zurück.

Der in der Mitte zählte höchstens 22 Jahre; seine Taille war von mittlerer Stärke, sonst gut gebaut, etwas schwächlig, gewandt, graziös in seiner Haltung; er trug mit viel Leichtigkeit einen Morgenrock, dessen Schnitt jedoch einen Schneider der höheren Fashion verrieth; das Uebrige seiner Kleidung entsprach natürlich der guten Façon seines Rockes; die Stiefel waren lakirt; er hielt ein hübsches niedliches Spazierstöckchen mit in Silber eiselirtem und ausgezeichnet gearbeitetem Knopfe in der Hand; das Antlitz dieses jungen Mannes strahlte die Anmuth seiner Bewegungen

nicht Lügen. Seine Gesichtsfarbe war braun, die Augen schwarz, groß und schön geschliffen; Geist, Spott, Malice, mitunter auch Empfindlichkeit und Sentimentalität, leuchteten aus dem fortwährenden Feuer derselben hervor. Eine tadellose Nase, ein anmuthiger Mund mit weißen Zähnen geziert, auf die er eitel sein durfte, endlich ein ovales Gesicht, umwachsen mit einem leichten pechschwarzen Backenbarte, der sich mit einem schwachen Schnurrbarte vereinigte: dieß war das Aeußere des jungen Albert Vermoncey; man wäre ungerecht gewesen, ihn nicht einen hübschen Jungen zu nennen.

Auf seinen linken Arm stützte sich ein junger Mann, wohl einige Jahre älter als sein Führer Albert, dabei auch ein Löwe, oder was man heut zu Tage einen Mann nennt, der den Ton angibt. Indessen hatte seine Haltung nicht das Anmuthige, welches bei seinem Nachbar entzückte. Er war zwar größer und stärker, dagegen unbeholfener und steifer; in der Affectation, mit der er seinen Kopf auf die Seite hing und sogar im Tragen seines Hutes zeigte er den Bramarbas. Noch größer war die Verschiedenheit des Gesichtes. Einzeln betrachtet, hatte dieser Herr keinen häßlichen Zug, aber das Ganze machte einen unangenehmen Eindruck. Die Farbe seiner Augen war zweifelhaft, meist geschlossen, heftete er sie höchst selten auf die Person, mit der er sprach. Seine Physiognomie hatte einen spöttischen, manchmal beleidigenden Ausdruck, so daß man meinen konnte, er wäre mit jedem Händel anzufangen geneigt gewesen.

Dieser junge Mann hieß Cölestin von Balnoir. Die Person, rechts von Albert, aber ohne ihm den Arm zu geben, war mit ihm von gleichem Alter, aber weit kleiner und von sehr bedeutendem Umfange. Seine rothblonden Haare rollten sich von Natur und fielen reichlich auf jeder Seite seines Gesichtes herab, dessen runde Form, bei seiner rosigen Frische, doch etwas zu strohend war. Die Züge des Jünglings waren fast angenehm, die Augen ein wenig rund, von der reinsten Bläue, er hatte eine kleine Habichtsnase, welche auf eine Meile das Volk Israel erkennen ließ, einen Mund mit hochrothen Lippen, sehr schönen Zähnen, und ein Grübchen in der Mitte des Kinns. Alles dieß vollendete einen sehr hübschen Kopf eines Pausbacken-Engels, nur hatte das Gesicht keinen Ausdruck, denn die Züge desselben waren immer dieselben; die Seelenruhe und das Glück auf dieser Welt zu sein war ganz in ihnen bezeichnet. Nur eine äußerst ernsthafte Ursache vermochte wohl das unaufhörliche Lächeln seiner Lippen zu unterdrücken; doch war es der Fall, wenn der junge Mann sein Sacktuch oder einige Geldstücke verloren zu haben glaubte. Eine außergewöhnliche Verwandlung ging dann in seinem Gesichte vor: seine Nase verlängerte sich, er kniff den Mund zusammen, seine Augen schienen aus ihrer Höhle hervorzutreten; zuletzt wurde er so häßlich, daß man ihn nicht mehr erkennen konnte.

Sein Anzug zeigte mehr Luxus als Geschmack; besonders bligte eine große Borstennadel mit einem

Kamajö hervor, eine lange Haarkette fiel um seinen Hals über die Weste herab, an welcher ein kleines, viereckiges Lorgnon hing, das er bisweilen am rechten Auge hatte. In der Hand trug er ein sehr schönes Rohr, mit einem großen goldenen Knopfe, das er von Zeit zu Zeit, in der Mitte haltend, hin und her schwang. Dieß war Tobias Pigeonnier. Sein Vorname ließ vermuthen, daß er in der jüdischen Religion auferzogen war; aber so oft man ihn über diesen Punkt zu Rede stellte, that er, als ob er es übel nähme, daß man ihn für einen Abkömmling Jakobs halte.

Wir wollen das Gespräch dieser Herren mit anhören, das ist das beste Mittel, ihre Bekanntschaft zu machen.

Albert Vermoncey erzählt seinen beiden Freunden eben eine Anekdote, die sehr zu belustigen scheint:

„Ja, meine Herren, es war bei der letzten Soirée der Madame Baldimer... Ihr wisset, jener Amerikanerin, die bei ihrer Ankunft in Paris Aufsehen erregte, weil sie sehr schön, sehr geistreich und überhaupt sehr auffallend war! — Und man sie für reich hielt,“ versetzte Cölestine. „Ist sie es nicht?“ fragt Tobias Pigeonnier, indem er sich mit dem großen Goldknopfe seines Stockes um die Nase fährt. — „Man zweifelt allmählig daran... sie giebt nur noch selten große Essen... — Wenn sie aber desto häufiger kleine giebt, so kommt es auf Eines heraus. — Wie dumm doch der Tobias ist!... Laßt mich meine Geschichte vollends erzählen: Madame Plays

war zugegen mit ihrem Manne... mein Gott, was das für ein Mann ist... er könnte als Muster dienen... wegen seines Geweihses, für welches das Saint-Denis-Thor nicht hoch genug wäre? — Bah!...“ ruft Tobias lachend aus. „Was, der arme Plays ist ein Hirsch? — Ach! höre doch, Cölestin, Tobias weiß das nicht einmal!... Woher kommen Sie denn, mein lieber Freund? Von den Marquesas-Inseln?... oder aus dem Königreich Lahore?... — Woher sollte auch Tobias etwas wissen!... wenn man seine Jugend in der Straße Beaubourg zubringt, muß man sehr zurück sein... — O! ich wohne schon über drei Jahre in der Straße Ferme-des-Mathurins... — Geben Sie Acht, meine Herren, betrachten Sie einntal, was da mit diesem kleinen Vila-Hut und dem rosenrothen Kleide auf uns zukommt... es scheint mir etwas recht Artiges zu sein; Thomas, jetzt ist es Zeit, Ihre Vornon anzuwenden... um so mehr, als die Kleidung dieser Dame, vom Winde angetrieben, ihre Beine und Formen abzeichnet... — Sie ist nicht hübsch!“ sagt Cölestin im Augenblick, als der Vila-Hut dicht an ihnen vorüber ging. — „Ach, Cölestin, Du schreiest so laut, ich wette, sie hat Dich gehört. — Nun, was liegt mir daran! hat man nicht seine freie Meinung? Sagen Sie doch, Tobias, weil wir gerade von der Straße Beaubourg sprechen, ich habe geglaubt, dort wohnen nur Juden. — Sie überzeugen sich ja am besten, daß das nur eine Lüge ist, da ich selbst dort wohnte. — Das wäre kein Grund. Sie könnten ebenfalls

ein Jude sein. — Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich ein Lutheraner von polnischer Abkunft bin. Ich begreife gar nicht, warum Sie mich immer zum Juden machen wollen? — Ei! was würde es denn schaden, wenn Sie einer wären?“ fiel Albert ein. „Gibt es nicht unter allen Religionen verdienstvolle, geniale Leute? und hinsichtlich der Kunst, des Glückes, der Talente ist im gegenwärtigen Augenblicke die jüdische die bevorzugteste!... Wir leben nicht mehr in jenem barbarischen Zeitalter, wo das von Gott geliebte Volk auf Erden gemißhandelt wurde, wo die Söhne Israels genöthigt waren, sich durch ein Kennzeichen an ihrer Kleidung und ihrem Kopfspuße von Andern zu unterscheiden. — Nicht wahr, es war ein gelbes Zeichen?“ fragt Cölestine mit höhnischer Miene. „Ja, und gegenwärtig ist diese Farbe so sehr in die Mode gekommen, daß sich Niemand mehr dadurch auszeichnen könnte... Ach, da geht eine junge Schauspielerin vom Variétés-Theater. Wer ist denn heute bei ihr? — Ein Engländer, der sich für sie ruinirt. Es wird nicht lange dauern; sie richtet ihre Leute bald zu Grunde!... — Sie hat Recht... sie hat jetzt ihre beste Zeit... und benützt sie... In Paris ist Alles nur von kurzer Dauer. — Ich meine übrigens, wir könnten mehr solche Damen anführen, die wenigstens seit fünfzehn Jahren ihre beste Zeit haben!... Die haben Geld fricassirt!...*“

— Das Wort fricassirt gefällt mir sehr; es ist

* Verpräst.

äußerst passend, denn sie verschwenden es in der That zu allerlei Saucen. — Wenn sie nur vernünftig genug wären, etwas auf die Seite zu legen... dann wären sie nicht genöthigt, ihre Laufbahn, nachdem sie auf dem Theater geglänzt, als Logenaufschließerinnen zu enden. — Auf die Seite legen! Diese Reflexion ist Ihrer würdig, Tobias!... Ich begreife wahrhaftig nicht, wie Sie dazu kamen, sich eine so große Stecknadel mit einer Camahuya zu kaufen... Was kostet sie, Tobias? auch Ihr Stock muß sehr theuer gewesen sein... poß Kukuk, welche Eitelkeit, er versagt sich nichts! — Ja," erwiderte Cölestin, „man muß aber vorher wissen, ob Alles ächt und Gold ist...“

Herr Tobias Pigeonnier erröthete bis zur Nasenspitze, er bemühte sich aber, die Sache scherzhaft aufzufassen, lachte lange und rief aus: „Ach! Herr von Balnoir, wie boshaft sind Sie!... Sie werden mich gewiß nichts Falsches und Geschmackloses tragen sehen. Ich liebe nur, was wirklich schön ist!... besonders auf die Wäsche halte ich viel; ich habe immer die feinste Leinwand... Das ist ein Hemd, das mich fünfundsiebenzig Franken kostet... — Haben Sie viele Duzende davon? — Allerdings... ich habe gerne viel Wäsche... ich bin es von Jugend auf gewöhnt. Meine Mutter hatte fünf bis sechs Schränke voll Weißzeug... lauter holländische Leinwand. Wenn ich mit meiner Tante associirt bin, lasse ich es mir an nichts fehlen, dann darf nur Damastzeug auf meinen Tisch... — Sie haben eine Tante, die Handel

treibt! — Ja. Sie hält ein Commissions-Lager in allen möglichen Artikeln! Es ist Alles großartig in ihrem Hause! zwölf Commis und acht Reisende!... sie hat mir schon lange versprochen, mich an die Spitze ihrer Geschäfte zu stellen... Ach! wenn ich nicht einige Dummheiten gemacht hätte, wäre es schon so weit.“

Cölestin pfeift durch die Finger, und Albert, der schon eine Weile nicht mehr auf Tobias horchte, ruft plötzlich aus: „Fährt da nicht Madame Baldimer in der kleinen Citadine vorbei?“

Die beiden Begleiter Alberts werfen ihre Blicke auf die Chauffée, und Cölestin entgegnet, nachdem er durch die Fenster des vorbeirollenden Wagens gesehen hat: „Ja, sie ist es. — Sie war allein? — Ich glaube nicht... Ich meine einen Schnurrbart neben ihr gesehen zu haben.“

Alberts Züge verfinsterten sich, er schaute noch einmal der davoneilenden Citadine nach, stand stille und schien unentschlossen, was er beginnen sollte.

„Nun was wandelt Dich an?“ fragt Cölestin, indem er seinen Freund mit einem Blicke betrachtete, der bis in das Innere seiner Seele dringen sollte; „hast Du Lust, diesem Gefährt nachzulaufen?“

Albert zwang sich zu einem Lächeln, während er erwiderte: „Ich wäre sehr neugierig gewesen, zu erfahren... Diese Madame Baldimer ist zwar äußerst gefallsüchtig, sie hat aber keinen Liebhaber; sie läßt sich die Cour machen, allein sie hält ihre Anbeter für Narren. — Warum ist man so dumm und macht

ihr die Cour? — Weil sie schön ist!... — Es gibt genug schöne Frauen in Paris... — Und auch in der Umgegend," versetzte Tobias. „Ich habe eine in Nanterre gekannt!... Welches herrliche Weib! — Hat sie Backwerk feilgeboden? — Ach Dummkopf!... Backwerk feilgeboden... es war eine Frau von Stande. — Sie wohnte auf einem Hügel? — Sie hatte eine Villa, mein Herr, eine prachtvolle Villa!... — In Nanterre?... sonderbar, ich habe nie schöne Wohnungen dort gesehen. — Es war nicht gerade in Nanterre selbst, sondern in der Nähe davon.“

Albert Vermoncey ist nachdenklich geworden; er geht langsamen Schrittes vorwärts und wendet sich bisweilen um, um der Citadine von der Ferne nachzusehen.

Herr Cölestin, der, ohne daß er es merken läßt, jede Bewegung des hübschen jungen Mannes beobachtet, fährt nach einer Weile, indem er einen besondern Nachdruck auf seine Worte legt, fort: „Eine Chaise ist doch eine sehr bequeme Sache! besonders in Paris, wo sie alle mit Kollvorhängen versehen sind. Hat man irgend einen geheimnißvollen Gang zu machen... weiß man nicht, wo man ungestört mit seiner Geliebten zusammentreffen kann, so steigt man in eine kleine Citadine... holt die Person an einem bezeichneten Orte ab; sie steigt ein... man macht die Fenster zu, läßt die Vorhänge herab... und dann kann der Kutscher hinfahren, wo er will, es genirt nicht!... Der Wagen kann durch die ganze Stadt, durch die bewohntesten Straßen, an einem

Gatten, einem Nebenbuhler vorbeirollen ... was liegt daran! ... er sieht ja nichts! ... Vielleicht ist er manchmal der Erste, der beim Anblicke eines so wohl verschlossenen Gefährtes lächelt und bei sich denkt: da drinnen mag auch etwas Interessantes vorgehen! ... O! ich wiederhole es, es ist eine sehr bequeme Sache! — Bequem ... oder nicht bequem ...“ versetzt der junge Tobias mit malitiöser Miene, „weil ... ich ließ es mir etwa noch gefallen, wenn ganz Paris mit Holz gepflastert wäre ... — Madame Baldimer hat sich nicht versteckt,“ entgegnet Albert, „denn die Vorhänge ihres Wagens waren aufgerollt. — Vielleicht sind sie jetzt herabgelassen,“ brummte Cölestin durch die Zähne.

Albert ballt krampfhaft die Fäuste.

„Ei! mein lieber Albert,“ sagt Tobias, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, sein kleines viereckiges Vornon an sein rechtes Auge zu kleben, „sind Sie denn in Madame Baldimer verliebt ... weil Sie, wie es scheint, Lust haben, ihrem Wagen zu folgen? — Ich in sie verliebt? ... warum nicht gar! ... bin ich dumm genug, mich wieder in ein Frauenzimmer zu verlieben? ... Ich liebe sie, wenn sie hübsch sind ... aber nur so lange, als ich mich glücklich dabei fühle, das ist genug ... und auf diese Weise macht man auch am meisten Glück bei den Weibern ... Liebt man sie wahrhaft, so wird man traurig, eifersüchtig, langweilig ... sie behandeln Einen mit Gleichgültigkeit, oder, was noch schlimmer ist, hintergehen Einen. Madame Baldimer ist sehr schön ... Ich

habe ihr die Cour gemacht wie einer Andern... —
 „Ja,“ erwiedert Tobias, seinen Goldknopf beleckend,
 „es ist einmal der Beruf von uns jungen Löwen,
 den Frauen die Cour zu machen. Ach! wenn ich
 meine Abenteuer niedergeschrieben hätte... ich hatte
 früher einmal die Absicht... aber es hätte zu lange
 gedauert... und es fehlte mir an Zeit dazu... ich
 wurde immer in neue Angelegenheiten verwickelt. —
 Nun, und hat Madame Baldimer Deine Bewerbungen
 günstig aufgenommen?“ fragt Cölestin spöttisch. —
 „Nicht ungünstiger als die eines Andern... Ich habe
 Dir bereits gesagt, sie kokettirt mit einem Jeden
 und erhört Keinen. — Ich bin der Meinung, daß
 der Herr, der eben in der kleinen Citadine mit ihr
 vorbeifuhr, nicht so denken wird.“

Albert runzelt die Stirne und klopft mit seinem
 Stocke auf die Stiefeln, während er entgegnet: „Du
 behauptest, es sei ein Mann bei ihr gewesen... ich
 habe keinen gesehen. — Du mußt ein kurzes Gesicht
 haben, besonders... — Ei! da kommt Desilly...
 der berühmte Desilly.“

Zwei junge Männer, die an unsern drei Pflaster-
 tretern vorbeigehen, bleiben bei ihnen stehen. Der
 eine, welcher einen beinahe zugespitzten und breitge-
 ränderten Hut auf und einen Bart hat, um den
 ihn ein Sappeur hätte beneiden können, drückt Al-
 bert und dann Cölestin die Hand und sagt: „Guten
 Tag, meine Kinder, schlendern wir ein wenig um-
 her?... Bravo! das heißt leben... Wer gibt mir
 eine Cigarre, die meinige ist eben ausgegangen.“

Albert zieht ein hübsches Cigarren-Etui von italienischem Stroh aus der Tasche und bietet den beiden jungen Leuten, die sie begegnet haben, welche an; ein Jeder nimmt eine Cigarre und zündet sie bei Albert und Cölestin an. Unterdeffen flüstert Tobias seinem Nachbarn in die Ohren: „Ist das Desfilly, der Maler, der die komischen und witzigen Carrikaturen in die kleinen Journale macht? — Derselbe. — Desfilly, Sie haben mir versprochen, mir die Sammlung Ihrer letzten Carrikaturen zu geben, die ich nach Bordeaux schicken muß. Wann erlauben Sie, daß ich zu Ihnen kommen darf? — Kinder, verlangt nur in diesem Augenblick nichts von mir; ich bin verliebt... und kann mich unmöglich mit etwas Anderem als meiner Leidenschaft beschäftigen... Sie dauert vielleicht acht, vielleicht auch vierzehn Tage, jedenfalls aber nicht über einen Monat; dann bin ich ganz der Eurige. Lebt wohl.“

Damit setzten der Künstler und sein Freund ihren Weg wieder fort.

„Er ist verliebt!“ ruft Herr Tobias aus; „das nimmt ihn, wie es scheint, vollständig in Anspruch. — Allerdings, aber er kennt die Dauer seiner Gefühle, und täuscht sich hierin niemals. Der ist weit vernünftiger als alle die, welche, so oft sie eine neue Leidenschaft empfinden, glauben, sie dauere ewig!... „Glaubt man das in unsern Tagen!“ entgegnete Herr Tobias, nachlässig mit seiner Haarkette spielend. „Aber mit alle dem hat uns Albert seine Geschichte von der Madame Plays nicht vollendet, deren Gatte

ein Seitenstück des Akteon abgeben könnte. Ich will den Ausgang der Geschichte wissen... oder ich verlange mein Geld wieder zurück. — Ja, ja, das Ende der Geschichte!“ ruft Cölestin aus.

Albert fuhr in seiner Erzählung fort, aber nicht mehr in demselben heiteren Tone wie vorher, und wie wenn er es bloß noch aus Gefälligkeit thäte.

„Nun, meine Herren, Madame Plays war bei der Soirée dansante der Madame Baldimer... die Gesellschaft war etwas gemischt... was sich leicht begreifen läßt. Eine Fremde, die seit höchstens einem Jahre in Paris wohnt, kann noch nicht viel Leute kennen, und muß, wenn sie Gesellschaften und Bälle geben will, vertrauensvoll diejenigen Personen einladen, die man ihr vorgestellt hat... und ihr Vertrauen ist oft sehr übel angebracht!... — Sackerlott! Albert, Du sprichst heute wie ein Advokat!... — Madame Plays war prachtvoll; Sie wissen, die Dame ist ein wenig kolossal, allein dessenungeachtet eine sehr schöne Frau. Der große Saint-Clair war da, ließ sie nicht aus den Augen, und warf ihr Liebesblicke zu... daß man vor Lachen hätte bersten mögen. Madame Plays ging aus Mangel an etwas Besserem darauf ein... Das ist nämlich ein Frauenzimmer, welches immer mit etwas beschäftigt sein muß. Meiner Treu, mit einem Mal kam mir der Gedanke in den Sinn, ich wolle dem Dummkopf von Saint-Clair diese Eroberung wegkapern!... Bis dahin hatte ich mich nie um Madame Plays bekümmert, mit der ich früher oft in Gesellschaft

zusammengetroffen. Kaum hatte ich den Plan gefaßt, schritt ich auch zur Ausführung. Man trug das Abendessen auf, ich setzte mich neben die gefühlvolle Herminie, so heißt die Dame; ich bemühte mich auf's Angelegentlichste um sie, und sparte die zärtlichen Worte nicht. Ach! wenn Sie wüßten, welches Glück ich gemacht habe, es ging so schnell, daß ich selbst darüber erstaunte... Man machte mir sogar am Ende den Vorwurf, daß ich Unrecht gehabt hätte, mich nicht früher schon zu erklären... — Poß Kufuf! die Dame bedauert die verlorene Zeit... und Saint-Clair? — O! der gerieth in einen außerordentlichen Zustand; da er neben seiner Flamme keinen Platz hatte finden können, stellte er sich anfangs hinter sie, als er aber sah, daß man sich nicht mehr um ihn bekümmerte und ihm keine Antwort mehr gab, setzte er sich wüthend an ein entgegengesetztes Ende der Tafel; dort aß und trank er mit einer wahren Wuth, ich glaube sogar, daß er sich zuletzt berauschte, denn als man wieder in den Tanzsaal zurückkehrte, machte er sich in eine Ecke neben Herrn Plays, und man versichert: er habe während seines Gespräches mit demselben geweint. Es würde mich nicht wundern, wenn er ihn zum Vertrauten seines Kummers gemacht und ihm seinen Mißmuth geklagt hätte, daß er ihn nicht habe zum Hahurei machen können. — Ach! das wäre herrlich! Dann hätte aber jedenfalls der Gatte geantwortet: Trösten Sie sich, mein Freund, ein Anderer wird es thun. — Was mich betrifft, so ließ ich meine Eroberung tanzen. Mein Gott! was

diese Madame Plays für ein Weib ist!... Bei Tische hatte sie auch dem Madeira und Champagner gehörig zugesprochen, es ging ihr aber nicht wie Saint-Clair: sie hatte keine Lust, Thränen zu vergießen, sondern sie fing mit einer Leidenschaft und einer Raserei zu tanzen an, daß man sie nicht mehr zurückhalten konnte. Da wir Alle sehr aufgeheitert waren, schlug man vor: den eigentlichen Cancan zu tanzen. Die prächtige Herminie tanzt ihn so gut als eine Grisette der Chaumière, und weit toller als die Lorettten des Sanct-Georgius-Balles. Ach! Sie hätten uns Zwei sehen sollen! Wir waren wirklich bewundernswürdig; die übrigen Damen der Quadrille hatten längst schon ihre Plätze verlassen, aber Madame Plays tanzte mit mir und sechs Herren, wovon drei die Stelle der Damen einnahmen, fort!... Man schloß einen Kreis um uns... Es war wirklich merkwürdig anzusehen. Ich hörte allerdings mehrere Personen sagen: meine Tänzerin habe zu viel Champagner und Madeira getrunken, aber ich bin der Ueberzeugung, daß sie in ihrem natürlichsten Zustande der ärgsten Thorheiten fähig ist. — Und Madame Baldimer? — Tanzte nicht mehr, lachte aber sehr. — Es ist überflüssig, zu fragen, ob Du das Abenteuer zu Ende geführt hast? — O! es war so leicht... ich versichere euch, derartige Eroberungen haben nichts Pikantes für mich, sie schmeicheln nicht einmal der Eitelkeit. Es sind erst vierzehn Tage, seitdem ich diesen Sieg errungen, und ich hege bereits keinen eifrigern Wunsch, als dieser gefühlvollen Herminie

wieder los zu werden. Ach! mein Gott! das erinnert mich daran, daß ich diesen Abend ein Stelldich- ein mit ihr habe... wer von euch, meine Herren, wünscht statt meiner hinzugehen? ich überlasse ihm meine Eroberung von ganzem Herzen. — Ich danke,“ sagt Cölestin, indem er einer alten Dame, welche eben an ihm vorüberging, eine Rauchwolke in's Gesicht bläst, „die Madame Plays verführt mich nicht... Sie ist mir zu schwer! — Es scheint mir doch, als hätten Sie Kraft genug, sie in die Höhe zu heben,“ entgegnet Pigeonnier, „Sie haben ja eine Gestalt wie ein Athlete... wie ein Kämpfer... Ich bin überzeugt, Sie können mit Leichtigkeit einen Mehlsack von dreihundertfünfundzwanzig Pfund tragen. — Und weil Sie glauben, daß ich einen Mehlsack tragen könne, wollen Sie mich zum Liebhaber der Madame Plays machen! Ein solcher Vergleich ist schmeichelhaft für diese Dame!... Der Teufels-Tobias hat doch glückliche Einfälle!“

Zweites Kapitel.

Die Grünshändlerinnen.

In diesem Augenblick nähert sich den jungen Leuten ein junges Mädchen mit einem Tuche um den Kopf, unter welchem lange, kastanienbraune Locken über ihre Wangen herabfielen; sie schreitet dicht auf sie zu, hält ihnen Beilchensträuße unter die Nase und

sagt mit frecher Miene zu ihnen: „Meine Herren, kaufen Sie meine Sträuße, geben Sie mir das erste Geld zu lösen . . . Sie bringen mir Glück. — Ach! das ist Bastringuette!“ rief Albert aus, indem er die junge Grünshändlerin anlächelte, deren blaßes und abgemagertes Gesicht, der schwarze Rand um ihre Augen und ihre heisere Stimme ein sehr anstrengendes Gewerbe andeuteten.

„Nun, kaufen Sie mir etwas ab, Sie haben immer eine Dame mit Blumen zu schmücken! . . . Sie sind ein guter Kunde! . . . — Du irrst Dich, mein armes Kind, man hat gegenwärtig in der Liebe übermäßiges Glück, man braucht nicht einmal galant zu sein! . . . — Sag' doch, Bastringuette, was treibst denn Du für ein Gewerbe, daß Du so tiefe Ringe um Deine Augen hast, und so abgemattet aussiehst? . . .“ fragte Herr Cölestin, während er die Blumenhändlerin beim Kinne nahm, welche große, braune, von ungeheuren Brauen beschattete Augen, einen zwar großen, aber lieblichen Mund hatte, und sogar verführerisch gewesen wäre, wenn sie noch etwas mehr Frische und keinen so frechen Blick gehabt hätte. — „Ich treibe was ich will, was geht das Sie an, Sie kaufen mir ja nie etwas ab! . . . Ich habe eben nicht nöthig, Sträuße zu verschenken, um Glück zu machen! . . . Nun! weg mit den Pfoten! Ich habe keine Contrebande bei mir, ich brauche nicht durchsucht zu werden! . . . Und Sie, mein kleiner schöner Herr, kaufen Sie mir nichts ab? . . . Wenn man so kugelrund ist, wie Sie, muß man in allen

Strassen und sogar auf den Boulevards Liebshaf-
ten haben!"

Dieses Compliment war an Tobias gerichtet; er schien ausgezeichnet davon geschmeichelt, und um der Blumenhändlerin seine Zufriedenheit zu beweisen, riecht er die Beilchensträuße, die sich in ihrem Korbe befinden, und murmelt dazu: „Das ist eine ganz köstliche Blumenhändlerin!... sie ist witzig!... ein Paar Augen hat sie!... die faßt ihren Gegenstand sicher! — Nun, mein Freund, bleibt's darauf beschränkt, daß Sie mit Ihrer Nase auf den Sträußen herumfahren... Schönen Dank dafür!... Sie würden am Ende einen Thau auf sie fallen lassen... eine derartige Feuchtigkeit wäre ihnen aber nicht von Nutzen!... Wohlan, nehmen Sie jenes Sträußchen? — Nein, heute will ich kein Weib verführen, außer Du hättest Lust dazu... nun!... Schelmin!... — Machen Sie keine Geschichten! Sie sind mir zu aufgeblasen! Mir gefallen solche Wachsgeichter nicht... Ich hätte Angst, Sie in meinen Armen verschmelzen zu sehen!"

Albert und Cölestin lachen hell auf über die Miene, die der kleine Tobias macht, während ihm die Beilchenhändlerin diese Artigkeit sagt. Nachdem er abermals einen Versuch gemacht hat, sein Forgnon in's rechte Auge einzuklemmen, betrachtet er Jungfer Bastringuette mit verächtlicher Miene und ruft aus: „Sie sind wie Ihre Blumen, meine Liebe, man darf sie nicht zu nahe ansehen, sonst merkt man, daß man betrogen wäre! — Ei! das ist freilich bei

Ihnen nicht der Fall! wenn man Sie nur einen Augenblick betrachtet, so hat man genug für sein Geld.“

Die beiden Freunde Tobias' lachten von ganzem Herzen, und dieser verzog sein Gesicht ebenfalls zu einem Lachen, indem er sagte: „Der Teufel!... man hat da mit einer scharfen Gegnerin zu thun!... ich glaube nicht, daß ich mit ihr fertig werde. — Ganz gewiß nicht, mein kleiner Dicker. Ach! wir haben, bei meiner Treu, kein anderes Vergnügen als unsere Zunge!... Wir machen also Gebrauch davon, das ist eine Freude, die uns nichts kostet. — Nehmen Sie sich wohl in Acht!... Die Zunge ist das schätzbarste und das gefährlichste Ding. Aesop hat das behauptet. — Den Herrn kenne ich nicht, aber es scheint, daß die meinige gut ist, denn sie nützt sich nicht ab. Es geht ihr nicht wie Ihrer Weste, mein Herr, die an der Achsel ausreißt.“

Jungfer Bastringuette, deren Augen die verborgensten Geheimnisse einer Männertoilette entdecken, zeigte jetzt den Freunden Tobias' eine Stelle an der seidenen Weste desselben, die, obgleich sie der Rockfragen einigermaßen bedeckte, doch von ihr bemerkt wurde. Es war ein langer Riß, durch welchen man den Hemdärmel hindurch sah; die grobe und gelbe Leinwand, woraus es bestand, stach auffallend von dem Borderhemde ab.

Der dicke junge Mann knöpfte eilends seinen Rock zu und sagte: „Ich werde meine Weste beim Anziehen zerrissen haben; mein Schneider schneidet

mir die Ärmel nicht genug aus!... Dann ist alle Augenblicke etwas hin! — O nein, mein Herr, das ist nicht Schuld. Ihre Weste ist an jener Stelle schon sehr abgetragen... Sehen Sie! so geht es auch mit meinem Kleide, das ist schon lange leidend!"

Mit diesen Worten hebt Jungfer Bastringuette ihre beiden Arme in die Höhe, und man sieht unter beiden Achseln große Löcher in ihrem Kleide.

„Sie dürfen übrigens glauben, meine Herren, daß dieses nicht mein einziger Rock ist,“ fährt die Blumenhändlerin lächelnd fort. „Allein, was läge daran; deshalb könnte ich doch meine Beilchen verkaufen... Was könnte es schaden, wenn man mein Fleisch sehen würde... es wäre keine Schande für mich!... Ich habe keine Gänsehaut wie so viele Andere, die schöne Kleider und ein häßliches Futter darunter haben. — Das Mädchen ist originell!... ganz originell!“ ruft Tobias aus, der froh ist, daß man sich nicht mehr um seine Weste bekümmert, „sie freut mich ungemein. — Wie!“ fragt Albert, „Sie kennen sie also nicht? — Ich sehe sie zum ersten Male. — Von einem Manne, der schon drei Jahre auf der Chaussee d'Antin wohnt, ist das sehr unbegreiflich! Jedermann kennt Bastringuette, die Beilchenverkäuferin auf dem Boulevard des Italiens. — Ich kaufe selten Blumen; der Geruch greift mich an. — Ja, ich verkaufe Beilchen, so lange es gibt; wenn es aber keine mehr gibt, verkaufe ich etwas Anderes, z. B. Pomeranzen, Nüsse, grüne Erbsen, Salat... Man handelt mit Allerlei, was in dieses

Fach einschlägt, und daher heißt man uns Grüns-
händlerinnen. — Aus diesem Allen scheint mir aber
hervorzugehen,“ versetzt Cölestin mit einem spötti-
schen Blick auf das junge Mädchen, „daß Dich dein
Liebhaver nicht gut unterhält. — Mein Liebhaver!...
ach, ich weiß nicht, wie der's treibt, aber er hat
nie einen Heller in der Tasche!... und ist auch nicht
besser ausstaffirt als ich. Zum Glück ist die Liebe
doch warm, wenn auch das Kleid schlecht ist.“ —
Gehst du immer noch mit dem Sanscravate?“ fragt
Albert, während er den größten Weilchenstrauß aus
dem Korbe der Blumenhändlerin nimmt. — Freilich.
O, wir armen Mädchen sind nicht so veränderlich
wie die vornehmen Damen; wir haben nicht alle
Tage einen andern Liebhaver. — Was, der lieder-
liche Kerl, der Sanscravate, ist dein Liebhaver?“
sagt Cölestin. „Ach, meine arme Bastringuette, zu
dem kann ich Dir nicht gratuliren; der Flegel wird
Dich manchmal prügeln! — Mich prügeln!“ ruft
das junge Mädchen, die Stirne runzelnd, aus. „Mich
soll kein Mann prügeln, so lange ich noch Zähne
habe, ihm die Augen auszubeißen, und Nägel, ihm
das Maul auszukraßen! Sie glauben, weil mein Mann
nur ein Commissionär sey, müsse er seine Geliebte
schlagen! Schönen Dank; das wäre ein feiner Spaß!
so sind wir Leute nicht. Wenn wir auch zum gerin-
gen Volke gehören, so leben wir doch nicht wie's
Bieh miteinander!... Ihr vornehmen Herren macht
euch weit eher eine Freude daraus, den Weibern ei-
nen Puff zu geben!... Es sind nicht gerade die

Schlimmsten, die eine Jacke tragen... eure schönen Kleider bedecken oft recht schlechte Herzen!"

Herr Cölestin von Balnoir scheint sehr mißvergnügt über diese Anspielung; er kneift die Lippen ein und betrachtet das Mädchen mit einem fast drohenden Blicke; diese schaut ihm aber, ohne die mindeste Bewegung zu verrathen, fest in's Gesicht.

Tobias, der entzückt ist, daß man sich jetzt nicht mehr um ihn bekümmert, und daß die Blumenhändlerin eine andere Zielscheibe ihres Witzes auserwählt hat, schwingt seinen Stock gleich einem Regimentstambour und lacht überlaut, während er sich wie auf einer Balancirstange hin und her schaukelt.

„Und warum heißen Sie Sanscravate einen lieberlichen Kerl?“ fährt Bastringuette, ihre Blumensträußchen ordnend, fort. „Was hat er denn gethan, daß er diesen Namen verdient?... Weil er ein wenig gerne lärmt, tobt und zecht! weil er manchmal ein Schlückchen über Durst trinkt... das ist schon der Mühe werth... Sind denn das Verbrechen?... Man arbeitet und macht sich dann lustig... ist das nicht in Ordnung?... Von seinen schönen Thaten spricht man nicht... weil er kein Wesens daraus macht! — Ah! der Herr Sanscravate vollführt schöne Thaten!“ schreit Cölestin höhnisch; „davon habe ich noch nichts in den Zeitungen gelesen! — Die Zeitungen!... das wären schöne Beweise!... Lügt man doch in den Zeitungen vom ersten Tage des Jahres an bis in die heilige Sylvesternacht hinein!... Wer-

den in denselben nicht Geschichten erfunden, die keinen Anfang, kein Ende und keinen Sinn haben, die einen um den gesunden Menschenverstand brächten, wenn man sie glauben würde... Das ist ja meiner eigenen Mutter begegnet!... Sie stopfte sich mit einer Masse dieser Papiere den Kopf voll... sie holte überall etwas zu lesen: bei der Portière, bei der Nachbarin, beim Gewürzkrämer... und sagte alle Tage zu uns: Meine Kinder, es sieht gefährlich aus!... man ist sehr unzufrieden... es wird bald eine Umwälzung geben; man darf demnächst nicht mehr niesen, ohne der Regierung eine Steuer zu bezahlen, das wird den Leuten, die den Schnupfen haben, theuer zu stehen kommen... das Pfund Brod wird bald dreißig Sous kosten... man wird im Winter ohne Lebensgefahr nicht mehr ausgehen können; ja es bedrohen uns noch weit ärgere Dinge! Nun, entgegnete ich der Mutter, da bleibt man daheim und ißt statt des Brodes Kartoffeln!... Aber es half nichts; das Zeug hatte ihr den Kopf verdreht, und nach sechs Monaten ging sie drauf. Der Arzt sagte mir dann wohl: Ihre Mutter hat sich den Magen mit Enten verdorben und starb an einer Indigestion, aber ich weiß es wohl: diese Enten sind die Dummheiten, womit man die Zeitungen anfüllt. Doch, ich schwache da wie eine Elster und denke nicht an meine Sträuße. — Hier," sagt Albert, der Händlerin ein Hundertsousstück reichend, „nimm das für den Strauß, den ich behalten will; denn es wäre ein Unrecht, wenn wir Dich umsonst aufgehalten hätten. — Ach, ich

danke, mein herziger Herr; wie lieb sind Sie!...
 Sie entschädigen einen für Andere, die es nicht sind."

Damit ging Bastringuette weiter das Boulevard entlang und schrie immer: Kaufen Sie Blumensträuße, meine Herren! kaufen Sie Blumensträuße, meine Damen! kaufen Sie mir schöne Beilschen ab! Der Frühling ist da, meine Damen; schmücken Sie sich mit Blumen!

"Sie ist nicht dumm!" sagt Albert, der Grünshändlerin nachblickend, "sie hat so komische Ausdrücke und gibt so drollige Antworten. — Das heißt," entgegnet Cölestin, "sie gehört zu den Leuten, die stets Alles sagen, was ihnen in den Kopf fährt... und da sich unter der Masse von Unsinn, den sie schwätzen, mitunter auch einige witzige Worte einschleichen, so hält man sie für gescheidt. Das Mädchen ist sehr frech; darin liegt, wie mir scheint, ihr ganzer Verstand. — Meine Herren," versetzt Albert, "das Begegnen Bastringuettens hat unser Gespräch, welches sehr interessant war, unterbrochen. Wir unterhielten uns über Madame Plays, und ich machte einem von euch den Vorschlag, ihm ein Stelldichein von heute Abend abzutreten... hat denn Keiner Lust dazu? — Machen Sie diesen Vorschlag im Ernste?" fragt Tobias Pigeonnier, seinen Goldknopf streichend. — "Ich schwöre es Ihnen, in allem Ernste. Ich war nie in Madame Plays verliebt, ich habe ihr nur aus reiner Tollheit die Cour gemacht... und um nebenbei Saint-Clair einen Streich zu spielen. Jetzt ist es aber mein eifrigster Wunsch, mit meiner

schönen Eroberung zu brechen... — Madame Plays ist in der That eine recht hübsche Frau," fährt Herr Tobias fort, indem er seinen Cigarrenstumpfen wegwirft, „sie hat ein sehr angenehmes Gesicht... und außerdem habe ich eine Vorliebe für dicke Weiber... — Sie ist somit ganz nach Ihrem Geschmack!" erwiedert Cölestin. — „Aber wie Teufel kann denn ich mich an Ihrer Stelle zu einem Rendezvous einfinden? wie bewerkstelligt man das? — Nichts ist leichter," antwortet Albert. „Ich soll mich heute Abend um halb neun Uhr auf dem Blumenmarkt des Boulevard de la Madeleine... neben der Kirche... einfinden... Sie kennen den Ort?... — Vorzüglich; ich gehe an Markttagen oft dort spazieren; es kommen vornehme Frauen, Damen in Equipagen, hin; ich habe bemerkt, daß die Blumen nur ein Vorwand sind, und daß man etwas Anderes als Pomeranzbäume und Camelias sucht. — Nun also! Madame Plays wird sich ebenfalls einfinden. Ich gebe Ihnen ein kleines Billet an sie, worin ich ihr bemerke, daß mich eine unvermeidliche Angelegenheit noch einige Zeit zurückhalte; ich schicke ihr aber hiermit einen meiner Freunde, auf dessen Discretion sie sich verlassen könne, und der sie an einen Ort hinführen werde, wo ich so bald als mir möglich mit ihr zusammenreffen werde. Mit diesem Schreiben versehen, begeben Sie sich an meiner Stelle zum Rendezvous; Sie überreichen Madame Plays das Billet und führen sie hin, wohin Sie wollen... thun aber, als ob Sie sie an einen von mir bezeichneten Ort führten.

Sie bleiben bei ihr und leisten ihr, meine Ankunft erwartend, Gesellschaft... Ich komme nicht, die Dame wird wüthend auf mich, Sie trösten sie, und dann gibt sich natürlich das Weitere von selbst. — Diese Intrigue ist sehr leicht auszuführen," sagt Cölestin.

Tobias schüttelt den Kopf; die Sache scheint ihm zwar lockend, indes sinnt er doch noch darüber nach und murmelt: „Glauben Sie aber, daß Madame Plays meinen Arm annehmen wird... daß sie es nicht übel nimmt, wenn sie erfährt, daß Sie mich zum Vertrauten Ihres Verhältnisses mit ihr gemacht haben? — Haben Sie keine Sorge, mein lieber Tobias; ich weiß, zu wem ich Sie schicke. Sie können sich vorstellen, daß ich nicht gegen alle Frauenzimmer so verfahren würde, aber ich kenne Madame Plays: das ist ein Weib, welches sich nichts um das Geschwätz der Leute bekümmert und stolz auf ihre Eroberungen ist. Die schöne Herminie ist beinahe ein Mann im Unterrock. — Poß Teufel! Hoffentlich bezieht sich das nur auf's Moralische? — Seyen Sie getrost; was das Physische anbetrifft, so ist sie ein prächtiges Weib. Ihr Mann bekümmert sich nicht im Geringsten um ihr Betragen... außerdem läßt er sich von ihr an der Nase herumführen... Wenn sie ihm weiß machen würde, der Obelist von Luxor habe ihr ein Kind gemacht, so würde er es glauben oder wenigstens dergleichen thun; das Ganze handelt sich also darum, ob Sie ihr gefallen, das Uebrige macht sich von selbst. — O, dann habe ich schon einige Hoffnung... wohlan, ich gehe es ein. Ja, ich will

das Abenteuer versuchen! Komme dann, was wolle!
Bei Gott! ich muß gestehen, wir sind sehr verdor-
bene Menschen... Ich habe schon ein Paar Liebshaf-
ten, aber die schöne Plays lasse ich nicht hinaus...
— Ich kann Sie versichern, daß es ein sehr ange-
nehmes, reizendes, schön gebautes, tüchtiges Weib
ist... kurz, daß sie alle empfehlenswerthen Eigen-
schaften in sich vereint. Wenn ich nicht im gegen-
wärtigen Augenblicke andere Ideen im Kopfe hätte,
so würde ich sie nicht so schnell aufgegeben haben.
Die Sache ist also ausgemacht... ich muß Ihnen
nur noch das Billet schreiben, welches Sie ihr zu
übergeben haben. Das ist so viel als ein Empfeh-
lungsbrief.“

Der kleine Tobias ist entzückt; er lacht hell auf,
wiegt seinen Körper hin und her, dreht seinen Stock;
es scheint fast, als ob er im Uebermaß seiner Freude
auf dem Boulevard herumhüpfen und herumspringen
wollte; es geht so weit, daß ihm Cölestin zuruft:
„Ei, junger Pigeonnier, fassen Sie sich doch ein we-
nig! Wenn man Ihre tolle Freude sieht, könnte man
glauben, das Glück habe Ihnen noch nie gelächelt!
— O!... daran fehlt mir's nicht... ich darf alle
Tage nur wählen... aber das Abenteuer ist so ko-
misch... ha! ha! ha!... die Stelle eines Andern
vertreten! ha! ha! ha! das ist köstlich! — Es gibt
gar nichts Gewöhnlicheres! Das ist der uralte Stoff
zu komischen Opern, meine Herren. Jetzt schlage ich
etwas vor: wir wollen mit einander zu Mittag essen.
Wir haben den Tag gut angefangen, wir müssen

ihn auch so enden; wir wollen im goldenen Hause speisen. Mouillot und Balivan sollen auch dabei seyn... ihr wißt, das sind zwei gute Kerls; wir treffen sie um halb sechs Uhr auf der Passage des Panoramas; ich habe sie dorthin bestellt. Da Tobias erst um acht Uhr bei seiner Schönen sein muß, so hat er noch Zeit genug zum Essen. Nach Tische spielen wir unter uns eine kleine Bouillote und warten, bis Tobias zurückkommt und uns das Resultat seines Abenteuers erzählt.

„Ah, bravo!... ich bin dabei!“ ruft Albert aus; „um so mehr, als ich das letzte Mal bei der Bouillote so schlecht wegkam. Der Teufels-Mouillot hat ein Glück!... er gewinnt immer... er hat mir eine bedeutende Revanche zu geben. Nun, Tobias, sind Sie nicht damit einverstanden? Sie sagen ja so oft: wir müssen zusammen essen; wir müssen einen Schmaus halten oder geben! und wenn man Sie dann ernsthaft auffordert, so weichen Sie immer aus... ich denke, heute wäre eine passende Gelegenheit dazu vorhanden... Ich sage Ihnen, mein lieber Freund, wenn Sie bei Madame Plays Ihr Glück machen wollen, so müssen Sie ein wenig militärisch zu Werke gehen!...“

Tobias scheint einen Augenblick unentschlossen; endlich klopft er mit seinem Stock auf den Boden und ruft aus: „Nun, so will ich auch dabei sein! Ja, wir essen mit einander. Der heutige Tag soll Alles in sich fassen! Wir wollen uns an der Tafel, am Spiele und an den Weibern ergötzen!... das heiße

ich leben... Ach, was sind wir doch für liederliche Stricke! — Meine Herren, wir wollen zu diesem Zwecke in das Kaffeehaus an der Passage de l'Opera hineingehen; dort will ich geschwind das Billet für Madame Plays aufsetzen, und dann muß ich auch noch einige andere Briefe vor Tisch schreiben und fortschicken. — Ich auch," sagt Cölestin. — „Und ich ebenfalls," sagt Tobias; „ich muß einen dringenden Auftrag besorgen lassen. Vorwärts also!"

Die drei jungen Leute gehen in das Kaffeehaus hinein, welches an der Ecke des Boulevards und der Passage de l'Opera steht, und lassen sich außer drei Gläsern besten Madeira's Schreibmaterialien geben. Jeder scheint eifrig mit dem Schreiben beschäftigt. Albert fährt wie besessen mit seiner Feder auf dem Papier herum, und doch scheint ihm dieselbe die Masse von Gedanken, die ihm alle in den Sinn kommen, nicht schnell genug in Buchstaben zu kleiden. Herr Cölestin von Balnoir schreibt etwas langsamer, aber der Ausdruck seines Gesichts deutet an, daß er vorher reiflich überlegt, ehe er seine Feder in Bewegung setzt. Was Herrn Tobias Pigeonnier betrifft, so braucht dieser am längsten; mag es nun der Fall gewesen sein, daß ihm die Gedanken minder schnell vor die Seele traten, oder daß er einen sehr wichtigen Gegenstand behandelte, kurz, er kratzt sich an der Stirne, sieht zur Decke hinauf, schreibt zwei Worte, hält wieder inne, fährt mit der Hand durch die Haare, fängt von neuem an zu schreiben und hält abermals wieder inne; seine Epistel kostet

ihn viele Mühe; er beschränkt sich aber auch nicht auf einen einzigen Brief: nachdem er einen beendigt und versiegelt hat, fängt er einen andern an. Albert und Cölestin, die schon lange fertig sind, fragen ihn: „Nun, Pigeonnier, wie viele Briefe schreiben Sie denn? dauert es wohl noch lange? — Einen Augenblick Geduld, meine Herren; nur noch diesen einzigen Brief: er ist äußerst nothwendig; denn sehet, ich versäume, um in eurer Gesellschaft zu essen, zwei höchst verführerische Rendezvous... die armen Weiber... sie werden trostlos seyn... sie warten aber dann doch nicht vergeblich auf mich... nur noch zwei zärtliche Worte und ich bin fertig. — Poß Kukuf! da braucht man sich aber nicht lange zu besinnen! Man schreibt nur: dein bis in den Tod und schließt damit. — Das ist zu allgemein; ich schreibe etwas Anderes.

Endlich ist Herr Tobias mit seiner Correspondenz fertig. Albert bezahlt den Kellner, die drei jungen Leute stehen auf und verlassen das Caffeehaus.

„Nun sollte ich aber Jemand haben, der meinen Brief an Ort und Stelle trägt,“ sagte Tobias. — „O! ich habe einen gewöhnlichen Commissionär!“ ruft Albert aus, „Sanscravate ist es... er steht immer an der Ecke der Helderstraße, sie ist ganz in der Nähe, wir wollen hingehen. — Ich bediene mich seines Kameraden, des Johann Ficelle, eines ganz verständigen Jungens; es steht übrigens auch noch ein Dritter bei ihnen, Paul heißt er, glaub' ich, der kann die Aufträge von Tobias besorgen. — So sei

es, meine Herren," versetzte Pigeonnier. „Wir wollen also unsere Commissionäre auffuchen... ei! a propos... wo ist mein Brief für die schöne Hermine? — Ach! den habe ich, meiner Treu vergessen... wir haben übrigens noch Zeit... ich schreibe ihn im Gasthaus... aber laffet uns eilen... es ist schon fünf Uhr.“

Drittes Kapitel.

Die Commissionäre.

An der Ecke der Helderstraße, neben dem Boulevard, hatten drei Commissionäre vor einem hübschen Hause ihren Aufenthalt.

Der eine lag der Länge nach auf seinem Trage-
reff, welches ihm, wagerecht und verkehrt auf den Boden gelegt, als Gurtenbett diente. Das Lager war allerdings etwas schmal, aber da der Mann gewöhnt war, sich darauf auszustrecken, so war es ihm doch bequem und er fiel nie auf den Boden herunter.

Der andere saß auf einer steinernen Bank am Hause. Er rauchte eine Pfeife und hatte ein altes, abscheulich besudeltes und beschmutztes Kartenspiel in der Hand, mit dem er sich im Abheben und Kartemischen übte.

Der dritte stand an die Mauer gelehnt und schaute aufmerksam nach dem obern Stockwerke eines großen, ihm beinahe gegenüber befindlichen Hauses hinauf.

Der auf dem Trageress liegende Mann schien in der Blüthe seines Alters zu sein; er war nur von mittlerer Größe, aber seine breiten Schultern, seine starken Arme und die kräftigen Muskeln seiner nervigen Glieder deuteten einen Menschen an, mit dem es gefährlich war, sich in einen Kampf einzulassen. Sein Antlitz war freimüthig und heiter, seine kleinen blauen Augen strahlten von Sorglosigkeit und Munterkeit, seine etwas dicke Nase war bisweilen an der Spitze hochroth, seine dicken Lippen drückten Gutmüthigkeit und Freundlichkeit aus, und seine blonden Haare, die in langen Locken im Winde herumflatterten, umschatteten eine breite Stirne, unter welcher ein vortrefflich organisirtes Gehirn sein mußte.

Dieser, fast wie alle Commissionäre, mit einer langen Jacke und weiten Hosen gekleidete Mann trug nichts um seinen Hals; sein oben zugeknöpftes Hemde ließ einen weit weißeren Hals durchblicken, als man es nach seinen braunen Händen und seiner dunkeln Gesichtsfarbe vermuthen konnte. Seine beständige Gewohnheit, in keiner Jahreszeit, selbst wenn die Kälte am strengsten war, eine Halsbinde zu tragen, hatte ihm den Beinamen Sans cravate (ohne Cravate) zugezogen, und dieser Spitznamen war so allgemein geworden, daß er weder den Personen, die dem Commissionär ihre Aufträge ertheilten, noch den meisten seiner Freunde unter einem andern bekannt war.

Der auf der steinernen Bank sitzende Mann, welcher eifrig mit seinen Karten beschäftigt schien, war

klein und schwächlich; er hatte braune, buschige Haare, die zum Theil seine niedere, schmale Stirne bedeckten; indessen lag doch Geist und sogar List in dem Gesichte dieses Menschen, und der boshafte Ausdruck seiner grauen Augen schien dem Vorurtheile, welches man gewöhnlich gegen Leute hegt, die eine niedere Stirne haben, zu widersprechen. Eine kleine, übermächtig aufgestülpte Nase, ein eingekniffener Mund und ein hervorstehendes Kinn machten Johann Ficelle zu einem ziemlich häßlichen Burschen, der unfähig gewesen wäre, das Vertrauen einzulösen, welches man gerne in einen Commissionär setzt, wenn nicht seine große Beweglichkeit der Physiognomie diejenigen außer Fassung gebracht hätte, die es versuchten, ihm seine Gedanken auf dem Gesichte anzusehen.

Der dritte Commissionär, der an's Haus gelehnt stand und unablässig nach den Fenstern einer gegenüberliegenden Mansardenwohnung blickte, war ein großer, schlanker, wohlgestalteter, junger Mann; obgleich er ebenfalls nur weite Beinkleider und eine Jacke trug, so lag doch ein gewisses Etwas in seinem Wesen, welches ihn, ohne ihm gerade Eleganz zu verleihen, doch vor der Plumpheit seiner Kameraden auszeichnete, und da im Allgemeinen das Gesicht und das Wesen eines Menschen im Einklange sind, so hatte auch der junge Mann mit seinen feinen, regelmäßigen Zügen nichts von der Gemeinheit der übrigen Leute seines Standes an sich. Eine hohe und schön gezeichnete Stirne, glänzend schwarze Haare, die nachlässig, aber nicht ohne Anmuth auf der Seite

herabfielen, braune Augen, welche einen zärtlichen, melancholischen Ausdruck hatten, ein angenehmer Mund mit einer Reihe blendend weißer Zähne, ein länglich-rundes, beinahe immer blaßes Gesicht, eher der Beweis einer zarten Natur als einer schwachen Gesundheit, dieß war das Aeußere des dritten dieser Männer, den man Paul nannte, und der nicht zum Commissionär geboren zu seyn schien.

„Wenn Bastringuette ihre Beilchen nicht verkauft hat, so kann ich heute mit leerem Magen zu Bette gehen... man verdient nichts, hat aber darum nur um so größern Appetit... Donnerwetter!... wie viel Stuben sind in meinem Bauche unbesezt!... und was für ein leeres Haus ist mein Magen!... Wie Teufels soll ich das Alles ausfüllen?“

„Tunk ein Dein Brod, Marie, tunk ein Dein Brod,
„Tunk ein Dein Brod in's klare Wasser...“

Das Lied wollen wir statt des Nachteßens singen, dann bekommen wir keine Indigestion... Bastringuette findet aber keinen Gefallen an dieser Romanze und ich eben so wenig.“

Sanscravate stellt diese Betrachtungen an, während er sich auf seinem Tragereff umkehrt. Nach einem kurzen Schweigen fährt er fort: „Könnte man nicht, wenn die Taschen leer sind, zum Zeitvertreib sein Pfeifchen schmauchen, so würde man verzweifeln über sein Schicksal... Ach was!... wie komme ich mir vor! fange ich an zu wehklagen... und zu heulen... niemals! der Trübsinn schafft Einem keinen Heller in die Tasche. Außerdem gibt es ja noch

einen Trost, wie ein anderes Lied sagt, das mir besser gefällt:

„Nur den Muth nicht sinken lassen,
„Immer sind die Freunde da!“

Nicht wahr, ihr? ... Ei! gebt nicht Beide auf einmal Antwort, man versteht sonst nichts.“

Mit diesen Worten dreht sich Sanscravate, um seine beiden Kameraden zu betrachten. Er zuckt die Achseln, als er Johann Ficelle mit den Karten spielen sieht und murmelt: „Ach schön! ... da unterhält sich Johann Ficelle mit Karten-Kunststücken! ... O! die Karten sind sein Beruf! ... Ich spiele aber kein Piket mehr mit Dir ... Verdammter Ficelle, geh! ... Man kennt Dich jetzt.“

Der, an welchen dieses Gespräch gerichtet ist, achtet nicht darauf, denn er ist zu sehr mit seinen Karten beschäftigt. Nun wendet sich Sanscravate gegen Paul und lächelt, indem er sagt: „Ach! dieser da hat wieder einen andern Hang! ... Die Liebe, Liebe, Liebe macht Alles kugelrund! — Der arme Junge ist schwer verliebt! ... Ich sage Dir, Paul, wenn Du Dir einen steifen Hals hinguckst und immer mit dem Kopf in der Höhe nach den Fenstern im vierten Stockwerk starrst, so werden sie doch nicht aufgemacht, wenn Fräulein Dumanchon, die Nätherin, verlangt, daß sie zubleiben sollen. Sie läßt ihre Schülerinnen nicht herumschlendern und herumgaffen; auch hat sie viel zu thun, weil sie, wie es scheint, geschickt ist in ihrem Fache, denn sie macht Kleider, in welchen die Frauenzimmer eine Brust ha-

ben, selbst wenn sie ihnen von Natur fehlt, und weiß dagegen auf andere Weise die allzugroße Fettlosigkeit der andern ganz geschickt zu verdecken. Das heißt Kunst! ... Ich wundere mich, daß diese Nätherin noch im vierten Stockwerke wohnt... allein die Wohnungen sind allerdings in diesem Quartier noch theuer... Nun, Paul, gib doch Antwort... hast Du Deine Kleine heute nicht gesehen?"

Der junge Commissionär, der immer in die Höhe schaute, wendet sich jetzt gegen Sanscravate um und fragt: „Meine Kleine?... Was willst Du damit sagen?... Ich verstehe Dich nicht!... — Ja so! wenn Du Dich verstellst, wenn Du Deinen Freunden gegenüber geheimnißvoll thust... dann ist es etwas Anderes!... Das mußt Du mir sagen... glaubst Du denn, man wisse es nicht, daß Du in eine der Schülerinnen von der Kleidermacherin, in ein junges hübsches Mädchen, verliebt bist, das Elina heißt... schneller trippelt, wenn sie an uns vorbeigeht, und dabei einen Blick auf Dich herüber wirft? — Wirklich, Sanscravate!... Du meinst, sie sehe mich an, wenn sie vorbeigeht?... — Du merkst es vielleicht nicht? hm... Du Schlauer? — Ach! ich versichere Dich, Sanscravate, ich habe mit diesem Fräulein noch nie ein Wort gesprochen, woraus sie entnehmen könnte, daß ich es wage... an sie zu denken... Es ist wahr, ich finde sie sehr hübsch... und sie ist immer so artig, so höflich, wenn sie mir einen Auftrag ertheilt... und es gibt so viele Leute, die uns Commissionäre nur wie Wilde oder wie ein Stück Vieh behandeln.

— Wie die Leute mich behandeln, so behandle ich sie auch... Sind sie artig, bin ich höflich; sind sie stolz, so bin ich grob! denn wie man in den Wald schreit, so hallt es. — Wenn man arbeiten muß, um sein Brod zu verdienen, bleibt Einem nicht viel Wahl übrig!... — Doch! ich suche meine Leute aus. Freilich stehe ich oft müßig da. — Fräulein Elina hat mich mehrere Male mit sich genommen, um Schachteln für sie zu tragen, sie sprach dann immer so gültig mit mir... Ach! das läßt Einen vergessen, daß man nur ein armer Commissionär ist. — Ja, ich sage Dir kurz, Du bist in das junge Mädchen verliebt, das ist die ganze Geschichte. — O nein, Sanscravate, Du irrst Dich; was würde es mich auch nützen, wenn ich das reizende Kind liebte?... Kann ein Mann meiner Art, ein gemeiner Mann, sich erlauben, seine Augen zu Jemand zu erheben, der sich nie bis zu ihm herablassen wird?... — Poß Tausend! Man erlaubt sich Alles... und vernünftelt nachher darüber... außerdem scheint mir aber die Lehrsjungfer einer Mätherin keine so große Dame zu seyn!... und ist ein Commissionär nicht eben so viel werth, wie ein anderer Mann?... Wenn eine Herzogin meiner begehrte, so würde ich sie kecklich lieben!... Ach Gott! wenn mich Bastringuette verstände, würde ich's Rauchen aufgeben! — Ja," erwiedert Paul seufzend, „ein Commissionär muß schon seines Gewerbes wegen ein rechtschaffener Mann seyn... ich schäme mich daher auch nicht an meinem Stande... und doch gab es einst eine Zeit, wo ich

hoffen durfte, in eine bessere Lage zu kommen!... Ein wackerer Mann, der mich in meinem zehnten Jahre im Findelhause sah, wo ich erzogen wurde, gewann mich lieb, und erbot sich, da er gerade einen Laufburschen in seinem Hause brauchte, mich bei sich aufzunehmen. Herr Desroches war ein achtungsvoller Handelsmann. Sein Vorschlag wurde mit Vergnügen angenommen. Ich verließ das Asyl des Unglücks, in welchem ich meine Kindheit zugebracht hatte, und zog in den Marais zu meinem neuen Beschützer. Zufrieden mit meinem Eifer und mit der Pünktlichkeit, womit ich die Aufträge besorgte, die mir Herr Desroches ertheilte, ließ er mich lesen, schreiben und rechnen lernen und verwendete mich auf seinem Bureau. Jeden Tag sagte mein Wohlthäter, indem er mir auf die Achsel klopfte, zu mir: ich bin zufrieden, Paul, mache so fort, dann wirst Du es bald weit bringen. — So höre ich es gern! Das heiße ich einen rechtschaffenen Mann!... Aha! d'rum bist Du so gelehrt und hast ein glätteres Wesen als wir andere. Nun! warum bist Du nicht bei Deinem braven Prinzipal geblieben?... Du wirst irgend einen Streich gemacht haben... mein Gott! man ist eben jung!... — O nein! das ist nicht Schuld!... Ich hätte meinen guten Herrn Desroches nie verlassen!... Aber als ich acht Jahre in seinem Hause war, wo er und seine Frau mich wie ihr eigenes Kind behandelten, richtete ein entsetzlicher Bankerott meinen Wohlthäter zu Grunde... und der arme Mann starb aus Kummer, daß er seine Wechsel nicht

einhalten konnte!... — Sackerlott!... man hätte Samen von diesem Manne aufbewahren sollen, denn solche Käuze sind rar! — Ich stand damals in meinem achtzehnten Jahre. Ich bemühte mich, in irgend einem Handelshause einen Platz zu finden, allein meine Anstrengungen waren vergeblich... und doch mußte ich leben... Mein Entschluß war daher bald gefaßt: ich kaufte mir ein Trageress und wurde Commissionär. — Du hast wohl daran gethan. Denn jedes Handwerk hat einen goldenen Boden, sagt ein altes Sprichwort. Wie kam es aber, daß Du Dich in diesem Quartier niederließest, statt in Deinem Marais zu bleiben, wo Du bekannt warst? — Ach! gerade aus diesem Grunde blieb ich nicht dort. Man hat mich in Marais gut, beinahe elegant gekleidet gesehen... ich hätte mich also nicht mit dieser Jacke... erblicken lassen mögen... denn siehst Du, Sanscravate, wenn man sich auch ganz in sein Schicksal fügt, so gibt es doch Augenblicke, wo man sich unwillkürlich an die Vergangenheit erinnert! — Ich kann mir Dein Gefühl vorstellen, um so mehr, als auch ich... es ist zwar anders, aber es hat doch Ähnlichkeit... ich will nämlich sagen, daß auch ich zuweilen an meinen Vater... meine arme Mutter... und an meine hübsche Schwester Adeline oder Lilie, wie ich sie heiße, denke... Ach! mein Gott! ich hätte auch bei ihnen daheim in der Auvergne in unserm kleinen Dorfe bleiben können... Mein Vater hat oft gesagt: Bleib' bei uns, Stephan... (denn dort heißt man mich nicht Sanscravate); bleib' bei uns,

Du kannst unser Feld bauen... wir haben zu leben... was willst Du in Paris machen?... Aber bah! mich brannten die Sohlen!... ich mußte fort. Ich gab also meinem Vater zur Antwort: Laßt mich gehen! ich will mein Glück machen und meiner Schwester Lilie ein rechtes Heirathsgut zurückbringen. Mein Vater ließ mich endlich ziehen... und es ist erstaunlich, was ich zusammenhäufe!... ich habe nie einen Heller Geld... Ach! sieh, Paul, wenn ich daran denke, schäme ich mich! dann möchte ich mich selber schlagen, wenn es möglich wäre!... — Beruhige Dich, mein armer Sanscravate; da Dein Vater zu leben hat, wird er wahrscheinlich nicht auf Dich rechnen!... — Vor dritthalb Jahren habe ich sie einmal besucht; ich wußte, daß ich meinem Vater eine Freude dadurch machen würde, und es lag mir auch selbst daran, die Meinigen wieder einmal zu umarmen. Ich hatte es dahin gebracht, dreißig Franken zusammen zu sparen, und dachte in meinem Sinne: Mit dreißig Franken und einem Stöcke in der Hand kann ich prächtig in meine Heimath spazieren. Ich machte mich auf... aber Johann Ficelle gab mir das Geleitte und am zweiten Tage war meine Baarschaft fort! Das war übrigens gleichgültig, ich kam dennoch heim. Ich sah meine Schwester, welche damals fünfzehn Jahre alt war... denn ich bin gerade sechs Jahre älter als sie, die ist wunderhübsch... und Manieren hat sie und spricht so fein... eine Dame von Clermont hat nämlich Wohlgefallen an ihr gefunden, und läßt sie oft zu sich kommen... der

arme Vater bleibt dann allein im Dorfe zurück, aber er sagt: Ich will meine Tochter nicht hindern, die Wohlthaten dieser Dame zu genießen. Er glaubte, ich werde bei ihm bleiben... aber er täuschte sich!... Wenn man das Lumpen-Paris einmal verschmeckt hat, hält man es auf dem Dorfe nicht mehr aus... Ich sagte daher zu meinem Alten: ich bin im Begriffe, mir ein Vermögen zu sammeln... ich muß wieder nach Paris zurückkehren, sonst wäre Alles verspielt... Ich komme heim, sobald ich reich genug bin... Damit reiste ich wieder ab... Und als ich hier anlangte, waren meine Hosen zerrissen, daß man den bloßen Hintern sah; ja es war so arg, daß sie an der Barrière meinten, ich trage Schmuggelwaaren bei mir, mir nachliefen und hinter mir d'rein schrien: Was habt Ihr da versteckt? Ich aber erwiderte ihnen: Ich verstecke nichts, im Gegentheil... ich lasse nur zu viel sehen... plombiren Sie es, wenn Sie wollen... Und... Aber schönen Dank! Du hörst mir ja nicht zu... Man erzähle nur einem Verliebten etwas, so ist es gerade, als ob man mit sich selber spräche."

Während Sanscravate spricht, schaut Paul wieder nach den Fenstern der Mättherin, und scheint in der That den Worten seines Kameraden keine Aufmerksamkeit zu schenken. Aber der dritte Commissiönär, der bis dahin geschwiegen hatte, stößt einen Freudenschrei aus, hüpfst auf seine Bank in die Höhe und sagt: „Ich hab' es... ich kann es... o! ich kann es prächtig! — Was kannst Du denn, Johann Ficelle?“

Der Mann, an den Sanscravate diese Frage richtete, hebt den Kopf in die Höhe, betrachtet seine Kameraden mit einem höhnischen Blicke und entgegnet: „Ach! etwas, das mir von großem Nutzen sein kann, dumme Tropfen d'ran zu kriegen. — Ich wette, bestimmt wieder ein neues Spiel, denn Du bist ein verteufler Spieler! — Nun, warum nicht! Man hat zwar in Paris das Hazardspiel verboten, aber die vornehmen Schelme und Betrüger haben dennoch ein Mittel zu spielen gefunden. Sie halten geheime Versammlungen, Gesellschaften, wo man unter dem Vorwande eines Rigodons sich ganz vorzüglich ruiniren kann... — Woher weißt Du das? — O! ich weiß Alles!... Nun, warum sollte man unter der niedern Klasse, unter den geringern Leuten nicht auch spielen? Nur handelt man da ungenirter, offener. Man etablirt das Hazardspiel im Freien, damit man bei der Ankunft eines Stadt-Sergeanten oder eines Polizeibeamten gleich durchgehen kann... Ihr versteht das nicht, Ihr seid Dummköpfe. Hört mir ein wenig zu, damit ich Euch unterrichten kann. — Das muß ein sauberer Unterricht sein, den Du uns gibst. — Er ist immerhin von Nutzen, und wenn er nur dazu dient, Euch vor den Schlingen der Betrüger zu bewahren. Komm her, Sanscravate, setze Dich neben mich.“

Sanscravate läßt sich bewegen, neben Johann Sicelle auf der steinernen Bank Platz zu nehmen, und dieser fährt mit dem wichtigthuenden Tone (den Jemand annimmt, der sich für weit geschiedter hält,

als die, welche ihm zuhören), fort: „Auf den Barrièren, unter den Brückenbögen, auf den äußern Boulevards und neben der Weinhalle stellen sich gewöhnlich Leute in Blousen und einfachen Mützen auf, die man Croupiers heißt: das bedeutet so viel wie Spiel- oder Bankhalter. Wenn Ihr des Sommers Morgens um sechs Uhr an der Brücke von Austerlitz vorbeigeht, so werdet Ihr die Spieler im besten Eifer sehen. Ihr gewahret einen Trupp Männer beisammen, worunter erstens die Croupiers und ihre Spiessgesellen... denn überall, wo ein Hazardspiel aufgethan wird, sind auch Gehülfen des Croupiers dabei... sodann Bauern und Landleute, und Tagelöhner, mit ihrem Brode unter dem Arme... denn das sind die Gimpel, die sich durch die Lust zu gewinnen, verführen und rupfen lassen. — Schwazt der Johann Ficelle doch einen Teufel voll... Du hast das Alles gut studirt, wie es scheint... — In meinem eignen Interesse, um nicht betrogen zu werden! Man spielt dort das Biribi-, Table-Basse-, Jarretièr- und Nußspiel, zuweilen auch Lotto, die erstern werden aber am meisten gespielt. Das Jarretièrespiel besteht darin, daß man eine Stecknadel mitten durch die Leiste eines Stückes Tuch steckt. Die Spielhalter nehmen gewöhnlich ihren Rockschos dazu. Wenn ich einen Rock hätte, würde ich es Euch auf der Stelle zeigen... Man nimmt unten einen Zipfel, wickelt ihn vor Euren Augen fest zusammen, und hält Euch denselben so vor, daß es Euch die leichteste Sache von der Welt scheint, eine Stecknadel in die

Endleiste zu stecken. — Nun? — Nun, es ist nicht möglich, weil die Croupiers den Zipfel ihres Rockes so geschickt zusammenzurollen wissen, daß man dem Ende nicht beikommen kann, und man immer, während man in die Leiste hinein zu stechen meint, mitten in's Tuch hineinsticht!... — Ich wollte sie schon in die Schnauze stechen! Und wie ist das Table-Bassespiel? — Ach! da sind auf einem kleinen Tischchen eine Masse nummerirte vertiefte Fächer. Man reicht Euch einen Becher mit Kugeln, diese schüttelt Ihr auf das Tischchen aus, und die Kugeln fallen in die Fächer; dann zählt man die Zahlen derselben zusammen, und gibt Euch das Loos, dessen Nummer Eurem Wurf entspricht... man gewinnt aber nie die Hauptloose!... weder die silberne Uhr, noch den silbernen Becher, noch das silberne Besteck, welches man Euch zeigt, um Euch zu locken... Ihr gewinnt für Eure zwanzig Sous höchstens ein Feuerzeug oder einen Leuchterknecht!... — Das ist hübsch! eine saubere Gesellschaft!... Was hast Du denn aber vorhin gemacht, als Du ausriefst: Ich hab' es! Ich kann es? — Ach! ich spielte das gegenwärtig beliebteste Spiel: das Biribi. — Biribi? — Ich will Dir es vormachen; man spielt es nur mit drei Karten... siehst Du... die eine ist das Biribi... betrachte sie! Das Herz=As ist es. Man gewinnt, wenn man erräth, wo das Biribi ist. Die Finesse des Croupiers besteht darin, daß er Euch alle Augenblicke die unterste Karte zeigt, und das Biribi immer unten liegen läßt; dann

mitcht er seine Karten rasch auf solche Weise unter einander, daß Ihr stets der Meinung seid, Ihr habet das Spiel seiner Hände genau beobachtet... sieh... so... gib genau auf's Herz=As acht... folge ihm immer mit den Blicken... weist Du jetzt, welche von den dreien das Biribi ist?"

Sanscravate, der die Karten nicht aus den Augen gelassen hat, deutet mit dem Finger auf eine derselben und sagt: „Das ist das Herz=As. — Was wettefst Du? — Einen Schoppen. — Es bleibt dabei.“

Johann Ficelle dreht die Karte um und zeigt den erstaunten Blicken seines Kameraden, daß die bezeichnete Karte nicht das Biribi ist.

Sanscravate scheint die Sache ganz unbegreiflich. Johann Ficelle wiederholt das Spiel noch zwei Mal, Sanscravate verliert noch zwei Schoppen. Endlich ruft er aus: „Du bist also ein Hexenmeister? — Nein! aber Du merkst, wenn ich die Karten untereinander mache, nicht, daß ich immer die obere hin und her spiele, während Du meinst, es sei die untere... So geht es auch dem Bauern, der ebenfalls meint, er habe das Biribi nicht aus den Augen gelassen. Wenn aber zufällig so ein Tölpel richtig rathet, so ist im Augenblick, wo er sein Geld auf die Karte legt, die wirklich das Biribi ist, ein Gehülfe des Spielhalters in seiner Nähe, und raunt ihm in's Ohr: diese nicht, mein Freund, die andere links, ich weiß es gewiß, zum Beweise dafür setze ich hundert Sous darauf. Der Bauer läßt sich durch die Versicherung des Gehülfen irre führen, setzt, wo der

Anderere fünf Franken gesetzt hat, und ist beschiffen. He... Du Seufzer-Drüse, komm' und spiel' ein wenig Biribi mit uns!"

Paul wirft einen Blick auf die Karten, schüttelt verneinend mit dem Kopfe und murmelt: „Ich liebe das Spiel nicht. — Man muß doch seine Zeit vertreiben, besonders wenn man nichts zu thun hat!... Komm' und spiel' einen Schoppen heraus... das wird Dich nicht umbringen... — Ich will nicht spielen. — Hm!... Was der Kerl doch für ein Geizfrage ist!“ ruft Johann Ficelle aus, indem er sich gegen Sanscravate kehrt. Der würde doch nie einen Heller für seine Freunde aufgehen lassen! Das heiße ich keinen Mann!... — Paul ist vernünftiger und klüger als wir; er spart, er hat Recht. — Er spart... hm! Ich begreife nicht, was er mit seinem Gelde macht... es nützt ihn nicht viel... Er sieht so blaß wie Kreide und seine Jacke ist an den Ellenbogen ordentlich verflücht... Ach!... er läßt sich's vielleicht etwas kosten, seine Schöne zu verführen... Die Weiber geben sich nicht um leere Seufzer hin!... Sie haben es gerne, wenn man Aufwand für sie macht... besonders die Rätherinnen! Man sagt, sie seien Liebhaberinnen von großen Essen, vom Theater, von Geschmeide... Die kleine Elina wird auch solche Ansprüche machen. Sie scheint mir eitel genug dazu.“

Als Paul den Namen Elinens aussprechen hört, geht er auf Johann Ficelle zu, packt ihn am linken Arme, schüttelt ihn herb und ruft aus: „Was sagst

Du? ... Du wagst es, von Fräulein Elina zu sprechen... Du erlaubst Dir ein unberufenes Urtheil über sie! Nimm Dich in Acht... Johann... ich bin nicht bössartig! wenn Du Dir es aber beugehen liebest, das junge Mädchen zu beleidigen... sieh!... dann würde ich Dich mit den Füßen zertreten... wie diese Karten da!... — Nun, laß mich doch gehen... willst Du mich loslassen... wie dumm... auf meinen Karten herumzutreten!... — Es ist schon der Mühe werth!... Schickt es sich auch für einen Commissionär, sich mit Kartenkünsten und Betrügereien abzugeben, und darauf auszugehen, die Leute zu betrügen?... Statt Kartenspiße zu studiren, thätest Du besser daran, wenn Du Dein Trageress und Deine Säge flicktest! Das Kartenspielen macht Dir aber mehr Spaß!... — Ei, bist Du nicht bald fertig?... woher Deine Anmaßung!... ich frage Dich? Du, ein elendes Findelkind, welches weder Vater noch Mutter hat, willst Andern Moral predigen? Suche doch Deine Eltern auf, das wird besser sein!..."

Als Paul sich ein Findelkind heißen hört, schlägt er die Augen zu Boden und ein Ausdruck tiefer Traurigkeit malt sich in seinen Zügen; er läßt Ficelle's Arm los, tritt einige Schritte zurück, lehnt sich wieder an die Mauer und bleibt dort, ohne ein Wort zu erwiedern, stehen.

Aber Sanscravate, der weiß, daß man Paul kein größeres Leid anthun kann, als ihm das herzlose Betragen seiner Eltern vorwerfen, und den das be-

trübte Gesicht des armen Jungen rührt, Sanscravate steht rasch auf, hält Johann Ficelle die geballte Faust unter die Nase und schreit: „Du bist doch nur eine Schurkenseele! . . . und wenn Deine Nase nicht bereits so in die Höhe stände, daß man Dir in's Gehirn hineingucken kann, so hätte ich sie Dir noch ein wenig hinaufgestülpt . . . Du weißt, wie es dem Kameraden wehe thut, daß er seine Familie nicht kennt . . . obwohl es kein Verbrechen ist, denn es ist besser, man hat Niemand, als man geht aus einer schlechten Brut hervor! Aber es schmerzt ihn einmal, wenn man ihm es vorwirft, und deshalb thust Du es absichtlich! Das ist ein häßlicher Zug von Dir . . . ich habe gute Lust, Dich durchzuprügeln . . . komm, miß Dich ein wenig mit mir . . . Du sollst zur Erfrischung ein Staubbad haben.“

Sanscravate hat Johann schon um den Leib gepackt, aber Paul eilt herbei, stellt sich zwischen sie und nöthigt Sanscravate, seine Beute loszulassen, indem er sagt: „Ich dulde nicht, daß Du Dich für mich schlägst . . . Wenn ich mich an Johann rächen will, so kann ich es schon selber . . . Man ist immer stark genug, wenn man Muth hat . . . Indem er mich übrigens ein Findelkind schimpft, hat er nur die Wahrheit gesagt . . . und ich habe somit kein Recht, ihn deshalb anzugreifen . . . nur soll er sich in Acht nehmen, auf beleidigende Weise von Fräulein Elina zu sprechen, und wie vorhin unpassende Dinge von den Rättherinnen zu behaupten . . . denn sonst . . . muß er fühlen, wie schwer mein Arm ist!“

Johann Ficelle zuckt die Achseln, indem er Paul vom Kopf bis zu den Füßen mißt und brummt: „Ja, er ist so stark wie ein Floh; er kann auf keine Commode hinaufkommen!“

Aber ein einziger Blick Sanscravate's ändert den Ausdruck in Ficelle's Gesicht, der mit gutmüthiger Miene fortfährt: „Warum wirfst er mir auch meine Karten auf den Boden... wenn mir's Spaß macht, Biribi zu spielen... ist man denn nicht mehr unabhängig?... es lebe die Charte!... Trotz all' dem, Sanscravate, bist Du mir drei Schoppen schuldig... bezahlst Du sie? — O, womit? Es wäre mir nichts lieber, als meine Gurgel ein wenig auszuschnicken... denn ich habe einen Durst zum Verbrennen... aber ich besitze keinen Pfennig Geld.“

Johann Ficelle tritt ganz nahe auf Sanscravate zu und sagt ihm, während er mit den Augen auf Paul schießt, leise in's Ohr: „Entlehne etwas von ihm... Du bist sein Freund... gute Freunde helfen einander aus der Noth... wenn ich etwas hätte, stünde es Dir zu Diensten; ich bin aber eben so plutt wie du. — Paul hat auch nicht mehr als wir,“ versetzt Sanscravate ebenfalls leise; „ich habe ihn heute Morgen ein Stückchen altgebackenes Brod und ein Glas Süßholzwasser frühstücken sehen... Wenn sich ein Mann mit einem solchen Imbiß begnügt, so ist es ein Beweis, daß er kein Geld hat. — Was macht er aber doch damit? denn er verdient mehr als wir... und hat ein unerhörtes Glück... Da ihn alle Weiber im ganzen Quartier für hübsch halten, so

tragen sie immer ihm ihre Commissionen auf... ihm fallen alle Vortheile zu, die man uns an der Nase vorbeiträgt... Er muß also Geld haben... denn er verschwendet nie... er spielt nicht, er trinkt nicht, er geht nicht in's Wirthshaus... Sieh, ich wiederhole es Dir, das ist ein geiziger Filz, der Geld zusammenspart! — Fängst Du noch einmal an!... Johann Ficelle, Dir juckt die Haut!... Paul ist mein Freund... ich habe ihn gerne... er kann mit seinem Gelde machen, was er will; das geht uns nichts an. Eines weiß ich aber gewiß, das nämlich, daß er ein rechtschaffener Bursche ist... denn ich sah ihn eines Tages einem Herrn nachlaufen, der ihm Abends vorher statt eines Zwanzigsousstücks ein Zwanzigfrankenstück gegeben hatte... Ich bin nicht überzeugt, daß Du es auch so gemacht hättest, Biribi! — Hm!... es ist vergebliche Mühe!... Du siehst einmal in den Naseweis hinein... und doch könnte ich Dir, wenn ich bössartig wäre, Dinge sagen... die Dir über ihn die Augen öffnen würden; Du willst aber blind seyn... — Was? lauter Dummheiten, ich wette darauf!“

Johann Ficelle schien zu zögern und sich zu befinden, ob er mehr sagen solle; in diesem Augenblicke liefen aber drei junge Leute, die vom Boulevard herkamen, auf die Commissionäre zu und Sanscravate ruft aus: „Ach, da sind Kunden!... ich werde heute Abend noch ein Nachtessen verdienen!“

Viertes Kapitel.

Verschiedene Commissionen.

Albert, Cölestin und Tobias schreiten stracks auf die Commissionäre zu. Sanscravate eilt Albert entgegen, der sich gewöhnlich seiner bedient und ihn stets großmüthig belohnt; daher fühlt aber auch das Auvergne-Kind eine lebhaftere Zuneigung zu dem jungen Manne, dessen freundliches, einfaches Wesen und hübsches Aeußere ihm sehr gefällt, und er ruft aus: „Das ist ein junger Mann, der seine Zeit benützt!... sich lustig macht und sein Leben genießt!... Ach! du meine Treu! wenn ich so schön und so reich wäre, dann wollte ich mich auch meiner Tage freuen!... Drei oder vier Liebchaften auf ein Mal. Das ist hübsch, das ist unterhaltend!... da kriegt man keine Langeweile.“

Sanscravate hörte auch mit lächelndem Munde und eben so eifriger als ergebener Miene Albert zu, der ihn auf die Seite nahm und zu ihm sagte: „Hier nimm diesen Brief und trage ihn zu Madame Baldimer in die Neuve-Bivienne-Straße... die Adresse steht darauf... Ich glaube nicht, daß die Dame zu Hause ist... wenn es aber doch zufälliger Weise der Fall wäre, so verlangst du eine Antwort... im entgegengesetzten Falle gehst Du heute Abend gegen acht Uhr wieder zu ihr hin, um die gewünschte Antwort abzuholen, und bringst mir sie in die Restauration zum goldenen Haus, wo ich seyn werde. — Schon recht, mein Herr... Ei! darf man zu der Dame hinaufgehen? — Ja wohl... Es ist weder ein Vater,

noch ein Gatte, noch eine Tante da! Ach, Sanscravate, Du kannst auch gleich an meinem Hause in der Straße Caumartin vorbeigehen und den Portier fragen, ob er Briefe für mich hat... wenn welche da sind, so gibt er sie Dir; er kennt Dich, und dann bringst Du sie mir auch an den genannten Ort. — Sie können sich auf mich verlassen, mein Herr, ich werde es besorgen.“

Albert gibt Sanscravate ein Hundertsousstück in die Hand und entfernt sich.

Während dieser Zeit hat Célestine von Balnoir Johann Ficelle, der sein Lieblings-Commissionär ist, bei Seite gezogen, übergibt ihm einen Brief und sagt ganz leise und vorsichtig, damit es Niemand hört, zu ihm: „Dieses Billet trägt Du zu Madame Baldimer... der Dame, zu welcher ich Dich schon öfters geschickt habe... — Ja, mein Herr; o! ich weiß es schon. Ich gehe hinauf und frage wie gewöhnlich nach Mamselle Rosa, der Kammerfrau, und sage dann, Sie schicken mich. — Ganz richtig. Und wenn Madame Baldimer nicht zu Hause ist, so wird Dir Rosa sagen, wo Du sie finden kannst; dann eilst Du schnell zu der Dame und bringst mir ihre Antwort in's goldene Haus, wo ich speise. Ich werde den Kellner davon in Kenntniß setzen, und er wird mir's sagen, wenn Du da bist. — Ganz gut, mein Herr. — Ah! es wäre möglich, daß der Herr, welcher Deinem Kameraden Sanscravate einen Auftrag gab, ihn ebenfalls zu Madame Baldimer schicken würde... Da derselbe aber nicht wissen darf, wo

Du hingehst, so sey so klug und nimm Dich in Acht... laß Sanscravate vorausgehen und warte, bis er wieder aus dem Hause herauskommt. — Seien Sie ganz beruhigt; man hat mir meinen Spitznamen Ficelle (Bindfaden) nicht umsonst gegeben!... Er soll nicht erfahren, wo ich hingehe. — Gut."

Cölestin verließ den Commissionär und ging Albert nach, der ihn auf dem Boulevard erwartete.

Tobias Pigeonnier hat seinerseits Paul in die Vertiefung eines Hofthors hineingeführt und sagt dort, nachdem er sich vorher überzeugt hat, daß er ferne genug von seinen Freunden sey, und nicht von ihnen gehört werden könne, zu dem jungen Commissionär: „Mein Freund, sind Sie gewandt, zuverlässig und verständig?“ Paul betrachtet den jungen Herrn, der diese Frage mit so geheimnißvoller Miene an ihn richtet, als ob er ihm eine Verschwörung entdecken wollte, erstaunt. Darauf antwortet er ihm: „Zuverlässig muß ich seyn, das ist meine erste Pflicht. Ich wäre bei meinem Gewerbe doppelt strafbar, wenn ich das Vertrauen der Leute mißbrauchte, die mich damit beehren. Uebrigens, mein Herr, kennt man mich in diesem Viertel, Sie dürfen sich nach mir erkundigen. Was die Gewandtheit und den Verstand anbetrifft, so habe ich mich gewöhnlich der mir ertheilten Aufträge zur Zufriedenheit entledigt. — Gut... ganz gut... Ich merke schon, daß Sie nicht auf den Kopf gefallen sind... Sie sind der Mann, den ich brauche, denn die dummen Leute hasse ich. Hören Sie mir aufmerksam zu... warten Sie, wir wollen

noch ein wenig mehr seitwärts treten ... denn ich habe Gründe, diese Herren nicht wissen zu lassen, was ich mit Ihnen spreche. Hier ... in die Ecke... Sie gehen auf ... Ach! wie heißen Sie? — Paul, mein Herr. — Paul ... ganz gut. Paul, Sie gehen auf den Templeplatz ... auf den Marktplatz beim Temple ... Sie wissen, wo man mit aller Art Kleidern, Weißzeug und Schuhen handelt ... — Ich weiß es, mein Herr. — Dann gehen Sie mitten auf den Markt hinein, nicht im Kreise herum, und wenden sich auf die Seite, wo die Putzmacherinnen feil haben. — Der Herr wollen ohne Zweifel sagen die Trödlerinnen. — Trödlerinnen! ... Sie handeln ja auch mit neuen Sachen ... mit prächtigen Blumenguirlanden, Hüten und Hauben ... kurz mit all den Lumpereien, in welche die Weibsleute vernarrt sind. Dort fragen Sie nach der Madame Abraham ... sie ist sehr gut bekannt... sie hat fast den bedeutendsten Handel dort. — Madame Abraham, ganz gut, mein Herr. — Uebergeben ihr diesen Brief ... den ich hier habe ... Können Sie lesen?“ Paul kann sich eines kleinen Lächelns nicht enthalten, indem er erwiedert: „O ja, mein Herr, ohne Anstoß. — Um so besser, das ist mir recht, dann schießen Sie keinen Bock.“

Aber, wie wenn er dem Commissionär doch nicht ganz Glauben schenkte, hält er ihm zugleich den Brief, den er ihn besorgen lassen will, vor die Augen und fragt: „Was steht darauf? — An Madame, Madame Hagar Abraham, Puzhändlerin en gros auf dem Temple-Marktplatz. — Richtig ... ganz richtig ... Sie

lesen sehr gut; diesen Brief geben Sie der Puzhändlerin, und sie wird Ihnen Geld für mich aufstellen ... ich habe nämlich Gelder in ihrem Geschäfte. Das Geld nehmen Sie und bringen es mir ... und bringen es mir ..."

In diesem Augenblick sieht Tobias einen Herrn und eine Dame vorbeigehen, erhebt also die Stimme und fährt, indem er sich zurückbeugt, ganz laut fort: „In das goldene Haus, wo ich zu Mittag speise... Ich esse in der Restauration des goldenen Hauses... das ist mein gewöhnliches Gasthaus ... Dort fragen Sie nach Herrn Tobias Pigeonnier; man kennt mich im goldenen Hause ganz gut. — Ich verstehe, mein Herr.“

Jetzt waren die Vorübergehenden schon wieder weit entfernt; der junge dicke Mann spricht also wieder leise: „Noch einen Augenblick, Paul, das ist nicht Alles. Wenn Ihnen zufällig ... denn man muß auf Alles gefaßt seyn ... Madame Abraham kein Geld für mich geben würde ... aber nur in diesem Falle, hören Sie? dann gehen Sie in mein Logis, in der Straße Ferme-des-Mathurins. Die Adresse steht auf dem andern Briefe, und Sie können ja lesen... Dann gehen Sie also in mein Haus und geben dieses Billet meiner Portière, der Frau Pluchonneau... der Name steht auf dem Briefe ... und sagen Sie, daß Sie auf Antwort warten. Sie müssen allerdings vielleicht ein wenig lange warten, denn ich ersuche meine Portière in diesem Schreiben, einen Gang für mich zu machen. Aber Sie warten dann so lange in ihrer Loge, sie hat eine recht hübsche Loge. Kurz,

meine Portière wird Ihnen, wenn sie zurückkommt, Geld geben, welches Sie mir ebenfalls in's goldene Haus bringen. — Ganz gut, mein Herr. — Haben Sie mich recht verstanden, Commissionär? Wenn Sie Geld bekommen von Madame Abraham, die es ohne Zweifel mit einem Schreiben begleiten wird, um mich von der Größe der Summe zu unterrichten, dann ist es überflüssig, in mein Haus zu gehen, und Sie bringen mir das Billet an Frau Pluchonneau einfach wieder mit zurück; nur wenn man Ihnen auf dem Templeplatze nichts gibt, gehen Sie in die Ferme-des-Mathurins-Straße. — Ja, mein Herr, ich habe ganz wohl verstanden. — Gehen Sie, junger Paul... Ah! Sie lassen mich durch den Kellner herausschreien... Sie dürfen mir die Antwort nicht vor diesen Herren überbringen. Schweigsam und geheimnißvoll vor allen Dingen. — Ganz gut, mein Herr. — So gehen Sie, ich gebe Ihnen ein hübsches Trinkgeld."

Tobias Pigeonnier eilt seinen Freunden nach, die ihm von ferne zurufen: „Mein Gott!... Wie braucht der so lange zu seinen Geschäften!... — Da bin ich schon, meine Herren... sehen Sie, es braucht in Liebesangelegenheiten oft Weitläufigkeiten!... wir dürfen flatterhaft sein, aber dabei die Galanterie nicht außer Augen setzen, das ist der erste Grundsatz."

Während sich die jungen Leute über das Boulevard entfernen, treten die Commissionäre zusammen. Sanscravate läßt das eben empfangene Fünfrankenstück in seiner Hand glänzen und ruft aus: „Zum Voraus bezahlt... und so flott belohnt!...

das ist ein generöser Herr! für den würde ich mich schlagen! — Er hat Dir vielleicht große Gänge aufgetragen," sagt Johann Ficelle mit gleichgültiger Miene. — „Ei nein! durchaus nicht ... zuerst muß ich in die Straße Neuve-Bivienne ... zwei Schritte weit von da ... dann einen Schritt weiter in sein Logis in der Caumartin-Straße, von wo aus ich in's goldene Haus zurückkommen muß ... es ist Alles im nämlichen Quartier."

Johann Ficelle blinzelt mit den Augenwimpern, als er erfährt, daß Sanscravate in die Neuve-Bivienne-Straße muß, und sagt dann schnell: „Ich muß viel weiter in die Vorstadt Saint-Honore gehen ... und bin nicht zum Voraus bezahlt. — Ich," versetzt Paul, indem er sein Trageress hinter ein Hofthor stellt, „ich gehe auch sehr weit und fürchte lange aufgehalten zu werden. — Wo gehst Du denn hin?" fragt Johann Ficelle. — „Der Herr, welcher mir den Auftrag gegeben, hat mir Stillschweigen anbefohlen: ich glaube somit nicht, daß ich sagen darf, wo er mich hinschickt."

Johann zuckt die Achseln und brummt: „Hm! ... Gauner, geh!"

Sanscravate, der seine Ottermütze aufgesetzt hat, sagt nun: „Hört, Freunde, das ist noch nicht Alles ... der heutige Tag hat gut geendet ... ich weiß zwar nicht, ob ihr eben so splendid bezahlt werdet wie ich; aber in jedem Falle halte ich Euch frei ... wir essen heute Abend bei meinem gewöhnlichen Weinwirth in der Straße Saint-Lazare mit einander zu Nacht ...

habt ihr Lust? — Ich bin gleich dabei," erwidert Johann Ficelle, „wir sehen uns also heute Abend noch, es ist ausgemacht. — Ich kann nicht," versetzt Paul; „ich habe diesen Abend ... zu thun ... ich muß Jemand besuchen ... der weit von da weg wohnt ... und ... — Laß mich doch in Ruhe, Paul, diese Gründe ziehen bei mir nicht! ... Du kannst Deine Geschäfte morgen besorgen ... Ich verlange einmal, daß Du mit mir zu Nacht speisest ... Ich habe Dich schon öfters eingeladen und Du schlägst es immer aus ... beim Henker, wenn Du heute Abend nicht kommst, so glaube ich, daß es Stolz von Dir ist, und daß Du befürchtest, Dich zu erniedrigen, wenn Du mit mir an einem Tisch sitzt! — Stolz ... auf was? ...“ murmelt Johann, aber doch so leise, daß es Paul nicht verstehen kann. Zögernd erwidert der Letztere: „Ach! Sanscravate, Du kannst mich gewiß nicht für stolz halten! ... bin ich denn nicht auch ein Commissionär wie Du? — Nun also, Du kommst, es bleibt dabei. Ich eile, meine Commissionen zu besorgen. Ach, Freunde, wenn Einer von Euch vor mir Bastringuette begegnet, so sagt ihr, wo wir heute Abend hinkommen ... Wenn wir ohne sie zu Nacht essen, so bin ich morgen nicht mehr unter den Lebendigen! ...“

Mit diesen Worten rennt Sanscravate davon. Johann Ficelle läßt ihn vorausgehen und folgt ihm auf demselben Wege, indem er bei sich selber denkt: „Sich vor dem Zorne eines Weibes fürchten ... es nicht wagen, ohne sie in's Wirthshaus zu gehen ... das ist angenehm ... dafür bedanke ich mich! und er

glaubt, er sei ein Mann... da ist mir eine gebadete Henne lieber!... Die wahren Männer sind nicht gerade die, die am härtesten drein schlagen, sondern die, die Andere d'ran zu kriegen wissen..."

Herr Johann Ficelle ist fort. Paul wollte sich gerade, nachdem er noch einen Blick auf das Haus der Rätherin geworfen hatte, auch entfernen, als ein junges Mädchen mit aschblonden Haaren, blauen Augen, lachendem, rosigem Munde, welches aus dem Hofthore unter dem Hause herauskam, leicht über die Gasse hüpfte und auf die Seite herüberläuft, wo Paul steht. Das junge Mädchen hat weiter nichts als ein ganz gewöhnliches Kattunkleid und eine schwarze Schürze an, die mit einer seidenen Schnur um ihren Leib gebunden ist, und ein ganz bescheidenes Häubchen ohne Bänder und ohne Blumen auf dem Kopfe; aber trotz der Einfachheit ihres Anzugs bemerkt man sie doch und dreht sich sogar oft um, um ihr noch nachzusehen, denn sie hat ein reizendes Gesicht, eine wunderhübsche Taille, einen anmuthigen, leichten Gang, und endlich ein gewisses je ne sais quoi in ihrem Wesen, welches man zwar nicht so leicht beschreiben kann, aber auf einen Blick sieht und bewundert!... es ist ein glückliches Geschenk der Natur, wodurch sie Diejenigen, denen sie es zuertheilt, besonders begünstigt. Dieses je ne sais quoi findet sich weit mehr bei den Weibern als bei den Männern, es übt seine Gewalt über uns durch zwei Augen aus, die, um uns zu verführen, eben nicht gerade sehr groß und sehr schön seyn müssen, denn die ganze Macht liegt

in dem je ne sais quoi. O ihr Alle, die ihr im Besitze desselben seid, beneidet die regelmäßigen Schönheiten, die griechischen und römischen Profile, die tadellosen, abgezirkelten Züge eurer Nebenbuhlerinnen nicht! Gehört ihr auch nicht zu den Frauen, die man bewundert, so gehört ihr doch zu Denen, die man zu besitzen wünscht, und das ist weit mehr werth.

Als Paul das junge Mädchen gewahrt, bleibt er wie angenagelt an seinem Platze stehen; er kann nicht mehr weiter und zieht rasch, aber mit niedergeschlagenen Blicken und furchtsamer Miene, als ob er es kaum wage, die kleine Nätherin zu grüßen, und ihr doch einen Beweis seiner Achtung an den Tag legen wolle, die Kappe vom Kopfe herunter.

Aber Elina bleibt vor dem jungen Commissionär stehen, lächelt ihn freundlich an und spricht: „Guten Abend, Herr Paul, ach! ich bin recht froh, daß ich Sie treffe... — Brauchen Sie mich vielleicht zu Etwas, Fräulein... o! sprechen Sie doch, ich stehe Tag und Nacht zu Ihren Diensten... wenn Sie es befehlen... es macht mich so glücklich, einen Auftrag von Ihnen zu erhalten!...“

Während Paul dieses spricht, hebt er die Augen in die Höhe und wirft einen Blick auf das junge Mädchen, welchem seine Worte durchaus nicht zu missfallen scheinen, aber fast zu gleicher Zeit schaut er, als ob er seine Kühnheit bereut hätte, wieder seufzend zu Boden.

„Sie sind immer so gefällig gegen mich, Herr Paul, daher habe ich auch an Sie gedacht wegen...“

doch ich will Ihnen erst sagen, wovon es sich handelt. Ich wohne nämlich bei meiner Tante Bardeine, sie hat sich seit dem Tode meiner Eltern um mich angenommen... sie behauptet, ich sei ihr viel schuldig, obgleich mir mein Vater Einiges hinterlassen hat... (ich glaube fünfzehntausend Franken sind es) das ist zwar kein Vermögen, aber es reicht doch immer zum Lebensunterhalte und sogar zum Glücke hin, wenn man dabei noch ein Gewerbe treibt, nicht wahr? — Ja, Fräulein, mit Ordnung und Thätigkeit kann man dabei reich werden... — Wirklich, Sie glauben das!... ach! reich sein ist etwas sehr Hübsches!... Nun, sehen Sie, meine Tante sagt an einem fort: sie thue Alles für mich... ich koste sie so viel und verzehre weit mehr... als ihr die Zinsen meines Geldes eintragen... denn sie ist zugleich meine Vormünderin... und doch würden Sie, wenn Sie sich überzeugten, was man mir zum Frühstück und Mittagessen gibt, einsehen, daß es nicht zu viel ist!... zum Glück bin ich nicht verwöhnt, obgleich sie es behauptet... kann man übrigens auch um zehn Sous für Frühstück und Mittagessen große Ansprüche machen? — Gewiß nicht, Fräulein!... Es ist aber Unrecht von Ihrer Tante, daß sie Ihnen so wenig zu Ihrer Verköstigung gibt. Ihr Geld muß ihr jährlich bestimmt beinahe siebenhundert Franken eintragen... das sind also ungefähr neununddreißig Sous täglich... Wenn sie Ihnen aber nur zehn Sous für das Kostgeld gibt, so behält sie somit neunundzwanzig für das Logis und ihre übrigen Bedürfnisse zu-

rück. — O! Herr Paul, ich glaube, Sie irren sich; meine Tante hat mich versichert, daß mein Geld täglich höchstens zwanzig Sous abwerfe... das wäre folglich viel weniger als neununddreißig... und daß sie mich noch aus ihrem Beutel unterstütze. — Ich irre mich nicht, Fräulein... Ich kann ganz gut rechnen, denn ich war nicht immer Commissionär... ich habe acht Jahre auf einem Handelsbureau gearbeitet, und den ganzen Tag gerechnet und gezählt. — Wirklich, Herr Paul?... Ach! drum habe ich doch auch immer gefunden... daß Sie nicht wie die andern Commissionäre aussehen... Sie sprechen so anständig... und Sie fluchen nicht... Sie waren also gezwungen, sich Ihrem jetzigen Stande zu widmen... — Ja, Fräulein, mein Wohlthäter ist gestorben!... ich war ohne Vermögen... und da ich keine Stelle finden konnte, hielt ich es für besser, Commissionär zu werden, als meine Tage in Müßiggang hinzuschleppen... oder, wie so viele Leute, auf Kosten Anderer zu leben. — Sie haben recht gehabt... Uebrigens ist ein Commissionär kein verächtlicher Mensch... kein Dienstbote, wie die Frauenzimmer in unserem Magazine oben sagen... O! sie sagen es auch nur, um mich zu ärgern... weil sie wissen, daß ich stets Ihre Bertheidigung übernehme. — Meine Bertheidigung? Sie sprechen also bisweilen von mir in Ihrem Magazine?...“ — Fräulein Elina antwortet erröthend: „Ach! das heißt, wir sprechen von den Commissionären, und da man Ihnen ein Paar Mal Aufträge gegeben hat... aber ich

schwäze da, und bin doch heruntergegangen, Etwas im Kaufladen zu holen... und habe Ihnen noch nicht einmal gesagt, was ich eigentlich von Ihnen wünsche... Meine Tante behauptet auch, ich sei eine Schwägerin... was das anbetrifft, so mag sie einigermaßen Recht haben; das Plaudern ist übrigens etwas so Unterhaltendes, zwar nicht mit Jedermann... aber doch mit Leuten, die uns gerne anhören... das heißt... mein Gott, ich glaube, ich verwirre mich ganz, und weiß nicht mehr, was ich sage..."

Paul wagt es, die hübsche Nätherin noch einmal anzusehen. Diese sieht aber in diesem Augenblicke, während sie mit einer Ecke ihrer Schürze spielt, so lieblich-komisch aus, daß sich der junge Mann eines Lächelns nicht erwehren kann, und Elina lächelt dann ebenfalls; denn zwischen zwei Wesen, die sich verstehen und sich gegenseitig gefallen, bewirkt ein Lächeln so viel, als wenn man Lauspulver streut: sobald es auf einer Seite Feuer gefangen hat, theilt sich dasselbe unverzüglich auch der andern mit.

„Herr Paul, ich wollte Sie fragen, ob Sie mir morgen früh nicht helfen ausziehen könnten? — Ja, Fräulein, mit großem Vergnügen! — Sie müßten aber bald kommen, damit wir fertig wären, ehe ich in's Geschäft gehen muß. — So bald Sie wollen, Fräulein; Sie ziehen also aus? — O! wir bleiben in demselben Hause, wir beziehen nur ein anderes Logis. Sie wissen, wir wohnen in der Tait-Bout-Strasse... denn Sie waren manchmal so gefällig, mir Päckchen bis an meine Thüre zu tragen, indem

Sie behaupteten, sie seien zu schwer für ein junges Mädchen. — Es war immer ein großes Vergnügen für mich. Ich bin so glücklich, wenn Sie mir erlauben... wenn ich darf... wenn ich die Ehre habe..."

Paul hält inne, er merkt, daß er auch in Verwirrung gerathen ist; aber Elina wundert sich nicht darüber, sie findet es im Gegentheil ganz natürlich, daß es ihm jetzt geht, wie es ihr selbst vor einigen Augenblicken gegangen ist: müssen nicht aus denselben Ursachen auch dieselben Wirkungen hervorgehen?

„Sehen Sie, Herr Paul, meine Tante hat auf demselben Boden im vierten Stockwerk ein anderes Logis gemiethet, das wohlfeiler, und, wie sie behauptet, gleich passend für uns ist. Was sie anbetrifft, so mag dieß der Fall sein, sie hat ein eben so großes Zimmer wie früher, mit einem schönen Kamine! Ich aber nicht; in unserer bisherigen Wohnung hatte ich ein eigenes kleines Stübchen, welches seinen Eingang durch's Vorzimmer hatte. Es war, weiß Gott, nicht zu groß! Ich hatte gerade Platz für mein Bett, meine Commode, ein Erbstück meiner seligen Mutter, zwei Stühle und ein kleines, mit rothem Saffian überzogenes Tischchen, welches ehemals mein Vater als Schreibtisch benutzte... Diese Möbeln alle sind Andenken an meine Eltern, und mir darum werth und theuer. Nun! in unserem künftigen Logis habe ich nur eine Art Verschlag neben dem finstern Vorzimmer... und ich werde bestimmt meine Commode und meinen Tisch nicht hineinbringen, allein meine Tante versichert mich, ich wohne besser und wärmer

in dem Verschlag, und es sei gesünder für mich. — Das ist sehr unbillig von Ihrer Tante, Sie in einem Verschlage schlafen zu lassen! denn das ist im Gegentheil höchst ungesund für Sie... Sie haben das Recht, ein eigenes Zimmer anzusprechen... sie muß abscheulich geizig sein!... Wenn Sie aber wollen, so werde ich mit Ihrer Tante sprechen und ihr vorstellen, daß sie Sie nicht so schlecht behandeln darf... daß Sie ihr keineswegs zur Last fallen, sondern daß sie im Gegentheil... — O! nein, nein, Herr Paul, wenn meine Tante wüßte, daß ich es gewagt hätte, mich über sie zu beklagen... so würde sie böse und zankte mich... O! Sie müssen nichts sagen... Mein Gott! was liegt auch daran, wenn ich kein eigenes Zimmer habe, ich bin ja so wenig zu Hause; Morgens früh um acht Uhr gehe ich fort in meine Näh- schule, dort bleibe ich bis Abends neun Uhr, oft auch noch länger, wenn die Arbeit pressant ist. Somit sehen Sie, daß ich eigentlich nur zum Schlafen in meinem Stübchen bin, und in meinem Alter schläft man überall gut. Außerdem ist auch meine Tante nicht böseartig, nur denkt sie immer zuerst an sich... O! ihr darf nichts abgehen, weder beim Frühstück noch beim Mittagessen, aber sie behauptet: ein junges Mädchen müsse sparsam und mäßig sein; sie hat Recht, und ich versichere Sie, daß mir meine zehn Sous prächtig zu meiner Verköstigung hinreichen... Es gibt sogar Tage, an denen ich Geld übrig habe; dann hebe ich es auf den folgenden Tag auf, und lasse mir es recht wohl sein... Ach! mein Gott!

wie ich hier stehe und schwäze... meine Lehrmeisterin wird sagen, ich sei lange ausgeblieben... Herr Paul, es handelt sich also darum, mir beim Ausziehen zu helfen; da wir auf demselben Stocke bleiben, so hat meine Tante gesagt: Du kannst den Portier bitten, er soll Dir helfen, ihr Beide seid schon im Stande, die Möbeln hinüberzutragen. Aber der Portier ist schon zu alt, ich fürchte, er möchte nicht stark genug dazu sein... und wenn Sie kommen können...

— Zuverlässig, Fräulein, seien Sie ganz beruhigt, ich will schon Alles hinüberschaffen, Sie brauchen sich nicht anzustrengen! — O! ich werde Ihnen helfen... also morgen, recht früh, Herr Paul, nicht wahr?

— Vor Tag, wenn Sie es befehlen, Fräulein. — O! nein... Es ist jetzt schon um fünf Uhr hell, wenn Sie aber um halb oder drei Viertel auf sechs Uhr kommen können, so ist es bald genug. — Ganz recht, Fräulein, ich werde mich pünktlich einfinden. — Sie klopfen mir ganz sachte, um meine Tante nicht zu erwecken, denn sie steht spät auf; wir können aber außer ihrem Bette Alles hinüber tragen. — Ja, Fräulein, wir wollen keinen Lärm machen. — Adieu, Herr Paul... Ach! mein Gott! jetzt weiß ich nicht mehr, was ich im Laden holen sollte; ich habe es im Gespräch mit Ihnen vergessen... — Vielleicht Faden, Bänder, Nähadeln? — Nein, nein... Ach! was habe ich für einen Kopf... mein Gott! ich gehe eben jetzt wieder hinauf und sage: Madame, es hat es nicht gegeben!... Dann wird man mir antworten: Und so lange haben Sie gebraucht, uns dieses aus-

zurichten?... — Soll ich zur Madame Dumanchon hinaufgehen und sagen, Sie hätten vergessen, welche Farbe oder Länge der Gegenstand haben müsse, den Sie kaufen sollen? — O! nein... denn dann wüßte man ja, daß ich mit Ihnen geplaudert habe... und die Frauenzimmer verspotten mich ohnehin schon, weil... — Sie die Güte haben, mir vor einem Andern den Vorzug zu geben? — Ja... und weil ich gesagt habe, Sie seien über Ihren Stand erhaben... und ich hatte mich also nicht geirrt... da Sie ja lange in einem Handelshause waren; das ist einerlei... die Mädchen sind so unartig... Doch ich will wieder hinauf... Ich gestehe lieber offenherzig, daß ich vergessen habe, was ich hätte bringen sollen... Man wird mich zanken! aber das ist kein großes Unglück."

Das junge Mädchen schlägt betrübt den Rückweg zu dem Hause ein, aus welchem sie herausgekommen ist, und will gerade in die Thüre hineingehen; aber mit einem Male hüpfst sie vor Freude in die Höhe, läuft schnell wieder zu Paul herüber und sagt im Vorbeigehen: „Fischbeine... ganz feine dünne Fischbeine in den Rücken eines Kleides... Ach! jetzt fällt es mir ein... Adieu, auf morgen!"

Elina eilt davon, Paul folgt ihr mit den Blicken, bis sie um das Boulevard verschwunden ist; er sieht sie nicht mehr, aber er starrt ihr immer noch nach, als ob dadurch sein Glück verlängert würde. Endlich schlägt er sich jedoch vor die Stirne und ruft aus: „Ach! mein Gott! die Commissionen des jungen Herrn!"

Er will eben schnell davon rennen, um die verlorene Zeit wieder hereinzubringen, als er sich an der Jacke zurückgehalten fühlt. Er kehrt sich um; die Beilchenhändlerin stand hinter ihm.

„Lassen Sie mich los, Bastringuette, lassen Sie mich los... ich habe Eile... ich muß Commissionen besorgen... — Sie haben Eile... es schien vorher nicht so, Sie haben hübsch lange mit der kleinen Rätherin geplappert... Das Schnäbelchen geht!... Es scheint, ihr habt euch viel zu erzählen!... Sie sind ein rechter Schmeichler! — Eben weil ich geschwätzt habe, muß ich jetzt um so schneller machen... Ach! Bastringuette, Sanscravate erwartet Sie heute Abend zu einem Nachtessen bei seinem Weinwirth in der Saint-Lazare-Straße... er hält heute Alles frei... — Kommen Sie auch dazu? — Ja... vielleicht... — Ich verlange, daß Sie sich einfinden; sonst komme ich auch nicht... Ungeheuer!... er weiß, daß ich ihn liebe... und in ihn vernarrt bin!... und gönnt mir nicht einmal einen Blick... während er Stunden lang zu einfältigen Rätherinnen hinsteht... — Bastringuette! es ist nicht meine Sache, die Geliebte meines Freundes zu verführen, und Sanscravate ist mein Freund. — Das ist mir gleichgültig... ich habe nicht geschworen, daß ich mein Leben lang denselben Mann lieben werde!... Das wäre zu langweilig! große Damen mögen solche Schwüre thun und dann ihre Eide brechen... Ich handle gerne frei und offen, und würde mich in Sanscravate's Gegenwart nicht geniren, zu gestehen,

daß ich eine Leidenschaft für Sie fühle... — Sie sind närrisch... Lassen Sie mich doch los... ich will es haben.“

Paul hat der großen Blumenhändlerin endlich seine Jacke aus der Hand gerissen, und entfernt sich eilends.

Bastringuette zerblättert eines der Sträußchen, die sie in der Hand hat, und murmelt: „Laßt es euch einfallen, so ein Vieh zu lieben!... Doch das ist gleichgültig, je schlechter man mich behandelt, desto verliebter bin ich!... Es liegt einmal in meinem Temperament!... man kann seiner Natur nicht gebieten!“

Fünftes Kapitel.

Nähere Bekanntschaft.

Ehe wir zu den drei jungen Leuten zurückkehren, die eben in die Passage des Panoramas einmünden, wollen wir einige Worte über sie sprechen; denn es ist immer gut, wenn man weiß, mit wem man umgeht.

Albert Vermoncey, dessen Neußeres so verführerisch ist, hat noch nicht sein zweiundzwanzigstes Jahr erreicht, und führt das ausschweifendste, tollste Leben, das man immer in Paris führen kann. Frühzeitig durch sein Glück bei den Damen verdorben, glaubt er, es sei seine Pflicht, alle zu betrügen, mehrere Liebschaften zu gleicher Zeit zu haben, Tänzerinnen

zu unterhalten, einfache Bürgerinnen um ihren guten Namen zu bringen, vornehme Damen auszulachen, und sich mit Grisetten zu belustigen.

Um ein solches Leben zu führen, muß man Vermögen, eine bedeutende Anstellung oder einen großen Credit haben. Albert hat zwar keine Anstellung, er gibt sich aber für einen Advokaten aus. Nichts ist vortheilhafter in Paris, als die Rechte studirt zu haben; dann braucht man nichts zu thun und gehört doch einem Stande an. Deshalb widmen sich auch Söhne guter Familien hauptsächlich dem juristischen Fache.

Um jedoch in dieser Stellung eine Rolle zu spielen, muß man Vermögen haben, denn man bezahlt keinen Advokaten, ohne daß er einen Rechtsstreit führt, außer er ist zugleich Anwalt; in diesem Falle legt er sich den pompösen Titel Rechtsconsulent bei und hält ein Bureau. Man studirt auch die Rechte, um mit einem sonstigen allgemeinen Geschäftsbureau mehr Glück zu machen und mehr Zulauf zu haben. Wenn man den Codex, die Pandekten und die Authentika los hat, so übernimmt man ohne Weiteres einen Ehescheidungs-, einen Erbschafts-, einen Adoptions- oder Anklage-Prozeß, und das hindert Einen nicht im Mindesten, in seinen freien Stunden noch Vaudevilles und Dramen zu dichten. Ich wäre wirklich in Verlegenheit, wenn ich sagen sollte, was man nicht thun kann, wenn man Jus studirt hat.

Albert hält aber kein Bureau, führt keinen Rechts-

streit, geht nie in den Justizpalast und denkt nur an sein Vergnügen; er muß also Vermögen haben, oder vielmehr seine Eltern müssen reich sein, was nicht immer ein und dasselbe ist, von den jungen Leuten aber häufig verwechselt wird.

Alberts Vater ist ein Mann von etwas über vierzig Jahren, der früher sehr hübsch war und ohne Zweifel auch viel Glück bei den Weibern gemacht hat. Herr Vermoncey schien indessen früher, als die Männer sonst gewöhnlich ordentlich werden (wenn dieser Fall überhaupt bei ihnen eintritt), den Vergnügungen zu entsagen. Dieses Betragen mag die Folge des Unglücks gewesen sein, welches ihn in seinen theuersten Neigungen verfolgte.

Herr Vermoncey, der sich in früher Jugend schon, wo er arm war und nichts besaß als sein hübsches Neufere, mit einem reichen Fräulein verheirathete, sah bald sein Schicksal sich aufhellen, indem ihm das Glück zulächelte. Er ließ sich in günstige Spekulationen ein, die ihm einen bedeutenden Vortheil einbrachten, so daß er in kurzer Zeit im Besitze einer jährlichen Rente von zwanzigtausend Franken war.

Auch in seinem Hausstande, nicht nur in seinen Geschäften war ihm das Schicksal hold. Seine Frau war sanft und gut; er hatte sie nur wegen des Geldes geheirathet, aber er sah bald ein, daß sie um ihrer selbst willen geliebt zu werden verdiente, und ganz verschieden von den Männern, welche anfangs voll Feuer sind und dann eiskalt werden, ging bei ihm die Kälte nach und nach in Liebe über.

Vier Kinder entsprossen schnell auf einander aus dieser Ehe. Albert war der älteste davon: er hatte zwei Brüder und eine Schwester. Herr Vermoncey war glücklich und stolz auf seine zahlreiche Familie, und zeigte sich eben so gut als Vater, denn als Gatte.

Aber diese Lage war zu glücklich, um lange dauern zu können; ein vollkommenes Glück scheint nicht in dem Gesetze der Natur zu liegen, denn sie schickt immer etwas zur Störung desselben.

Vielleicht geschieht das zur Entschädigung für die Unglücklichen, und um ihnen zu beweisen, daß die Leiden dieser Erde die Großen wie die Kleinen, die Reichen wie die Armen heimsuchen; vielleicht auch, damit sie das Schicksal der Hochgestellten nicht allzu sehr beneiden sollen, und um ihnen darzuthun, daß oft unter dem bescheidensten Dache jene Freuden des Herzens und jene Genüsse der Seele wohnen, die man mit allen Schätzen Peru's nicht erkaufen könnte.

Das älteste Kind von Herrn Vermoncey war erst zehn Jahre alt, als er seine Gattin verlor. Bald nach diesem Unglück ereignete sich der Tod seines jüngsten Sohnes, zwei Jahre später wurde ihm auch seine Tochter entrisen und endlich folgte auch Alberts letzter Bruder seiner Mutter in's Grab nach. Herrn Vermoncey blieb somit von der ganzen Familie nur ein einziger Sohn übrig, der ihm die Verlorenen alle ersetzen mußte.

Diesen Ereignissen wird das Gepräge tiefen Kummers zuzuschreiben sein, welches sich beinahe immer auf Herrn Vermoncey's Stirne abmalte. Der

Tod seiner Gattin hatte ihn schmerzlichst ergriffen, aber mit dem Hinscheiden eines jeden seiner Kinder ward sein Gram bitterer, tiefer und düsterer. Oft blieb Herr Vermoncey Stunden lang in Gedanken vertieft, und wenn er dann gen Himmel schaute, so lag in seinen Blicken ein Ausdruck von Schwermuth und Entfagung, von dem man gerührt werden mußte.

Herrn Vermoncey's ganze Zärtlichkeit war auf Albert, den ihm einzig übrig gebliebenen Sohn, hingewiesen; man darf sich also nicht wundern, daß der junge Mann eine ungewöhnliche Güte bei seinem Vater fand, auf die er sich stützte, wenn es sich um die Entschuldigung seiner Thorheiten handelte.

Herrn Vermoncey's Schwäche ging übrigens nicht so weit, daß er die Fehler seines Sohnes nicht gewahrt hätte; er machte ihm mehrere Male und sogar in strengem Tone Vorstellungen, sich vernünftiger zu betragen, aber die zärtliche Neigung, die er für ihn hegte, gewann immer wieder die Oberhand. Albert versprach sich zu bessern und sein Vater glaubte es so gerne.

Unglücklicher Weise war Albert mit einem jener Männer in Verbindung gerathen, die auf die Einfalt Anderer spekuliren, und die, weil sie nicht Geld genug oder nicht Kenntnisse genug haben, sich hinreichende Mittel zu verdienen, um ein lustiges Leben zu führen, sich an solche hängen, welche reich sind und sich denselben unentbehrlich zu machen und all ihre Thorheiten und Vergnügungen zu theilen wissen, so daß sie, ohne einen Heller zu besitzen oder mit

einem höchst unbedeutenden Einkommen, das angenehmste Leben genießen. Paris wimmelt von solchen Herren. Es sind nicht gerade Spitzbuben, denn sie bestehlen Einen nicht, es sind auch keine Intriguanen, denn sie haben einen Namen und eine gewisse Stellung in der Gesellschaft, aber es sind gewandte Leute, die Nichts auf's Spiel setzen und Alles zu ihrem Vortheil benützen.

Herr Cölestin Balnoir, der sich, um sich mehr Ansehen zu geben, von Balnoir nennen ließ, war ein solcher Mann. Er war der Busenfreund Alberts geworden, wie es auch Leute gibt, die der Freund eines Hauses, eines Gutes, eines Schlosses, kurz irgend einer Sache werden, aus der sie Nutzen ziehen können. Er hatte keinen Heller im Vermögen und man war der Meinung, er habe wenigstens fünfzehntausend Franken jährliches Einkommen; er war der Sohn eines Fleischers aus dem Weichbilde, und man hielt ihn für adelig; er hatte weder Musik noch Malerei gelernt, sprach aber über diese Gegenstände wie ein Kenner; er hatte endlich nur einen ganz unbedeutenden Unterricht genossen und man hielt ihn für gelehrt. Dagegen besaß er Etwas, was in der Welt oft alles Dieses ersetzt: nämlich eine unerschütterliche Sicherheit des Benehmens und die Kunst, selbst die geringsten Umstände zu seinen Gunsten zu wenden.

Was Herrn Tobias Pigeonnier betrifft, der aus einer armen und sehr zahlreichen Familie hervorgegangen war, so hatte dieser sich geschworen, reich zu werden. Und um diesen Zweck zu erreichen, ging

er schon in seinem achten Jahre in den Straßen auf und ab, um Stecknadeln zu suchen, die er aufsaß, sammelte und verkaufte, wenn er eine gewisse Anzahl bei einander hatte. Von seinen Anlagen zum Handelswesen gerührt, nahm ihn einer seiner Oheime zu sich, machte einen kleinen Ladenzungen aus ihm, gab ihm jedoch bloß die Verköstigung als Entschädigung für seine Dienste; dieß hinderte aber den jungen Menschen nicht, ein kleines Sümmlen zusammenzusparen. Das scheint unglaublich, wenn man bedenkt, daß er nichts verdiente; aber Tobias verkaufte die alten Kleider seines Oheims, dieß war die einzige Accidenz, die ihm seine Stelle eintrug. Um übrigens mehr zu verdienen und damit die Kleider seines Gönners schneller auf ihn übergangen, rieb er den Rock oder die Hosen desselben oft halbe Nächte durch mit Bimsstein, dadurch wurde der Zeug bald so dünn wie Papier und riß überall entzwei. Aber eines Morgens, als der Dunkel ungewöhnlich früh aufstand, überraschte er den Neffen, der eben im besten Eifer war, den Rücken an des Prinzipals Rock dünn zu reiben, und jagte ihn auf der Stelle zum Hause hinaus.

Tobias hatte damals sein Geld auf eine Spekulation ausgeliehen. Einer seiner Freunde wollte eine Pastetenbäckerei einrichten. Das Kuchenbacken wurde Mode in Paris: der Vorliebe des Parisers für Torten und Kuchen verdankt manches glänzende Vermögen sein Entstehen. Pigeonnier streckte ihm seine Ersparnisse vor und nach einem Jahre hatte

sich die Summe verzehnfacht. Da sich der junge Tobias jetzt im Stande fühlte, Etwas auf eigene Faust zu gründen, so wurde er Winkelmäkler; aber ungeachtet seiner Geschäftskenntnisse verdiente er auf diese Weise weit weniger, als so lange er noch der Associé eines Kuchenhändlers gewesen; außerdem hatte sich auch die Eitelkeit des Herrn Pigeonniers bemächtigt. Er dachte wie noch manche andere: „Um reich zu werden, muß man es vor allen Dingen scheinen. Das Wasser fließt dem Strome zu, daher muß auch ich, wenn ich Geld verdienen will, thun, als ob ich bereits viel hätte.“ Deshalb kleidete sich nun der junge Tobias immer so sorgfältig und ahmte die Manieren und Gewohnheiten eines reichen Stuhlers nach. Nur die Brust seines Hemdes war von feiner holländischer Leinwand, das übrige war grob und rauh; sein Stockknopf war nur plattirte Arbeit, seine Lorgnette Semilor, seine Busennadel nur aus falschen Diamanten, aber das Alles machte so viel Effekt, als ob es ächt gewesen wäre. Auch unterließ Pigeonnier nicht, unaufhörlich zu sagen: „Ich habe bei Bery zu Mittag gespeist. Ich frühstücke bei Befour. Ich esse im goldenen Hause zu Nacht. Ich war vorgestern in der Oper. Ich werde morgen in das italienische Theater gehen. Ich gehe heute Abend in's Schauspiel.“

Statt dessen schlich sich aber Tobias Pigeonnier gewöhnlich in die unbedeutendsten Gasthäuser hinein, wenn er nicht gar mit ein wenig Brod und einem Stückchen italienischen Käse zu Hause Mittag machte;

deßhalb ging er aber doch nach Tische im Palais-Royal-Garten mit einem Zahnstocher im Munde spazieren, knöpfte seine Weste auf, athmete schwer und sagte zu all' seinen Bekannten: „Ach! meiner Treu, ich glaube, ich habe zu viel gegessen... Ich ersticke fast! Man servirt gut bei Dux... Es ist aber einfältig, sich so voll zu essen!... Ich bin ein abscheulicher Fresser!“

Ging er endlich in's Theater, so hielt er sich bloß einen Augenblick vor dem Ausgang des Stückes im Säulengang auf, um zu hören, was über die Auf-führung gesagt wurde; und wenn er es sich je erlaubte, ein Gegenbillet zu kaufen, so geschah es nur dann, wenn es auf den niedersten Preis herabge-sunken war, weil man nur noch einige Scenen zu spielen hatte.

Nach dieser Schilderung kann man sich denken, daß der junge Mann durchaus nicht so viele Lieb-schaften hatte, als er vorgab. Obgleich er, besonders in den Augen solcher Personen, die an einer Habichtsnase Wohlgefallen finden, ein recht hübscher Junge war, ließ er sich doch selten in ein Liebesabenteuer ein, weil man bei solchen Abenteuern vor allen Dingen Geld in der Tasche haben muß. Ein junger Mann, der keinen Seller hat, kann eine Leidenschaft einflößen, ein zärtliches Verhältniß eingehen, eine Geliebte haben, die ihm wahrhaft ergeben ist, und darf, eben weil er keinen Seller hat, sich auch mit Recht schmeicheln, daß sie ihn um seiner selbst willen liebt; aber er kann nicht alle Tage eine andere

Liebschaft anfangen, kurz er wird es nicht dahin bringen, eigentlich Glück zu machen. Das ist ein Geschäft, welches eine unaufhörliche Verschwendung an Geld und Gesundheit erfordert. Die letztere hätte Tobias gerne daran gerückt, aber das erstere wollte er sparen.

Wenn ihm seine reichen Freunde den Vorschlag machten, Theil an einer Suite oder einem Essen zu nehmen, so fand Tobias immer einen Vorwand, demselben auszuweichen; aber dieses Mal hatte die Hoffnung, Madame Plays zu erobern, den Sieg über seine gewöhnliche Zurückhaltung davongetragen. Außerdem konnte ihm die Bekanntschaft dieser Dame in Beziehung auf sein Gewerbe von Nutzen sein: denn Herr Plays hatte eine Commissions-Handlung und konnte ihm folglich Geschäfte zuschanzen. Alle diese Beweggründe zusammengenommen hatten Tobias bestimmt, den Vorschlag Alberts anzunehmen, und obwohl er im gegenwärtigen Augenblick über wenig Geld zu verfügen hatte, so hatte er sich doch entschlossen, an dem Essen im goldenen Haus Theil zu nehmen.

Jetzt wollen wir aber wieder zu unsern drei jungen Leuten zurückkehren, die in der Passage des Pannorama's auf und ab gehen, während sie auf die Herren warten, mit denen Cölestin dort ein Rendezvous ausgemacht hat.

„Man trifft doch immer eine Masse Menschen unter dieser Passage,“ sagt Albert. „Sommer's geht man während des Spazierganges durch; Winters geht

man sie auf und ab, weil das Boulevard schmutzig ist. Regnet es, so sucht man Schutz unter der Bedeckung; ist es allzu heiß, so trifft man hier Schatten und Kühle, auf diese Weise ist der Durchweg nie ohne Leute.“

„Kommt, laßt uns einmal die kleinen Statuen betrachten... Tobias, Sie haben uns erzählt, man mache eine Karrikatur von Ihnen. — Keine Karrikatur, eine Büste nach der Natur. — Sie wird nicht minder komisch werden!... — Werden wohl Mouillot und Balivan sich lange erwarten lassen?... Mouillot trifft wenigstens nie pünktlich ein! — Ach! meine Herren, es ist noch nicht halb... — Betrachtet einmal die neuen Romanzen! — Das heißt, die neuen Lithographien, denn Sie wissen wohl, daß man keine Romanze mehr kauft, wenn nicht eine hübsche Zeichnung auf dem Umschlag ist. — Das ist nicht sehr schmeichelhaft für die Musik! — Aber vortheilhaft für die Zeichner. Die Handlung von Brülé, Nachfolger von Frère, stellt immer eine Masse wunderhübscher Sachen der Art aus. Seht, da sind prachtvolle Stammbücher... Ich spreche nämlich vom Einbände.“

Tobias schien entzückt über eine kleine Figur, die vor dem Laden eines Modewaarenhändlers stand.

„Betrachten Sie da Ihre Statue?“ sagt Célestin lachend zu ihm. — „Meine Herren, es kommt mir vor, als ob Sie mich verhöhnen wollten, aber ich möchte diesem Gliedermännchen, was nämlich den Anzug betrifft, in der That gleichen. Sehen Sie

nur, wie ihm der kleine Oberrock so hübsch sitzt, wie gut der Rücken gemacht ist! Es ist eine wahre Freude, so gekleidet zu sein! Ich würde sechszig Franken Façon für einen Rock bezahlen, wenn er mir so fest auf die Taille paßte. — O! das können Sie billiger haben. Seien Sie übrigens beruhigt, junger Pigeonnier, Ihre Gestalt hat viele Aehnlichkeit mit der eines Gliedermännchens.“

Tobias betrachtet Cölestin mit einer Miene, worin sich ausdrückt: Sie beneiden mich gewiß um meine Gestalt.

In diesem Augenblicke stellt sich Albert vor einen Puzladen, worin zwei junge, ziemlich hübsche Mädchen arbeiten; er wechselt mit einer derselben sehr ausdrucksvolle Blicke, während die Besitzerin des Magazins einer häßlichen Dame, die eben eingetreten war, Hauben aufprobirt und diese nichts nach ihrem Geschmacke finden kann, weil sie in keiner derselben schön ist.

Da sich aber Leute um sie versammeln, so zieht Tobias seine Begleiter am Arme weiter, indem er sagt: „Meine Herren, wenn Ihr hier hin stehet, so gebet auf Eure Taschen acht. Die Passage des Panorama's ist sehr schön, sehr glänzend und sehr besucht, aber ich muß Euch auch damit bekannt machen, daß sie eine der Punkte der Stadt ist, wo tagtäglich die meisten Diebstähle verübt werden. Wenn ein guter Bürger vor Susse's oder Marquis Laden hinsteht und seine Taschen und Säcke nicht beständig mit den Händen bedeckt, so findet er in einer Weile

weder Uhr, noch Börse, noch Taschentuch, noch Tabaksdose mehr; besonders zwischen sechs und neun Uhr Abends, wo am meisten Spaziergänger anzutreffen sind, werden auch die meisten Diebstähle begangen. Dann begegnet ihr in diesen Galerien Männer in Blousen und Mützen, die sicherlich nichts in diesem Quartier zu schaffen haben, und ihren Abend nicht mit einer Promenade in dieser Passage hinbrächten, wenn sie nicht ein strafbares Gewerbe dabei treiben würden.“

„Sie haben Recht, Tobias; und ich sehe Leute mit Gesichtern, denen ich sehr wenig Zutrauen schenken möchte. Vorwärts, Albert, komm, ach, bist Du schon wieder in dieses Ladenmädchen verliebt? Ei! da kommen diese Herren... Ah! Dupetrain ist bei ihnen... Gut! da gibt es etwas zu lachen!... Der hat immer etwas Außerordentliches zu erzählen!... — Wer ist der Herr Dupetrain?“ fragt Tobias. — „Wie, Sie kennen Dupetrain nicht? Ach! warum nicht gar! ganz Paris kennt ihn ja!... Er ist ein ganz guter Junge, dem immer höchst sonderbare Abenteuer aufstoßen... Ein rasender Liebhaber vom Magnetismus... Er schläfert Sie ein und macht Sie somnambül, so oft Sie nur wollen... Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie doch näher!“

Drei junge Arm in Arm gehende Leute schreiten jetzt auf Albert und seine Begleiter zu. Man nähert sich gegenseitig mit Lachen, gibt sich die Hände und raucht sich an.

Die Neuhinzugekommenen sind Mouillot, der

erste Commis eines Handelshauses, ein großer, junger, blonder, blühend aussehender Mann mit einem liebenswürdigen, heitern Gesichte, in dem man auf den ersten Blick einen Lebemann erkennt.

Dann der Portraitmaler Balivan, ein Künstlergesicht mit wunderlichen Zügen, die man ohne Vorurtheil häßlich finden könnte, und eine Gestalt, welche dem Gesichte entspricht. Er hat eine schiefe Haltung, hängt den Kopf auf die Seite, geht unregelmäßig, schleift stets ein Bein hintendrein nach und breitet immer die Arme in die Lüfte aus, so daß er von Ferne einer Windmühle gleich sieht. Bei alle dem liegt Charakter und Ausdruck in seinen Zügen, seine Stirne deutet auf einen nachdenklichen Menschen, und aus seinen Augen leuchtet Geist, was bei einem Manne die Schönheit aufwiegt und oft übertrifft.

Balivan war als Maler wirklich talentvoll, aber er war außerordentlich faul, welches bei Künstlern häufig der Fall ist, überdies sehr leichtsinnig, händelsüchtig und im höchsten Grade zerstreut.

Die dritte Person war die, welche Cölestin Dupetrain genannt hat. Es ist ein Mann von dreißig bis vierzig Jahren, dessen viereckiges, knöchernes, gelbes Angesicht schon auf den ersten Blick häßlich erscheint, aber noch mehr mißfällt, wenn man es genauer und in's Einzelne gehend betrachtet. Seine breite Nase ist abgestumpft, wie gewöhnlich bei Leuten von dunkler Hautfarbe; sein ungeheuer großer Mund gestaltet sich, wenn er spricht, zu einem wahren Schlunde, weil er, um seinen unbedeutendsten

Worten Nachdruck zu geben, jede Sylbe zur Qual seiner Zuhörer genau betont und ausspricht; auf seinem Kopfe ist ein Wald von Haaren, die er immer sehr lange trägt, weshalb er einige Ähnlichkeit mit einem Löwen hat; seine kleinen hohlen, gläsernen Augen endlich scheinen Einem unaufhörlich behexen oder wenigstens magnetisiren zu wollen. Dieß ist das Aeußere des Herrn Dupetrain.

„Schau! das ist Pigeonnier!“ ruft Mouillot aus, indem er den dicken jungen Mann auf die Schulter klopft. „Ist er auch mit uns? — Ja, meine Herren, ich werde das Vergnügen haben... — Ach der Tausend!... Er, den man nie haben kann... der immer versagt ist... — Heute habe ich Alles hintangesezt, um in Eurer Gesellschaft zu sein... — Und... er sagt Euch nicht Alles!... weil er noch einen andern Grund hat... Doch, stille! davon sprechen wir bei Tische... ohne übrigens den Namen der Dame zu nennen; denn man muß discret sein... nicht wahr, Tobias?... — Wo essen wir? — Im goldenen Haus. — Gut! im goldenen Haus.“

Sechstes Kapitel.

Ein Essen unter Männern.

Die jungen Leute befinden sich in einem hübschen Zimmer des Gasthauses.

Mouillot verlangt eine Feder und Tinte, um die Speisefarte zu machen, und Tobias flüstert Albert

in's Ohr: „Vergessen Sie meinen Brief für die Madame Plays nicht. — Sie haben Recht,“ entgegnet Albert; „Kellner, bringen Sie mir Briefpapier. — Willst Du auch die Speisekarte machen?“ fragt Mouillot. „Verläßt man sich wegen passender Anordnung des Ganzen nicht auf mich allein? — Doch!... aber ich muß etwas Anderes schreiben. — Einen Liebesbrief?... Ei! laß' die Weiber einen Augenblick bei Seite, wir sind hier, um zu essen und zu lachen. — Meine Herren, ich will Euch sagen, um was es sich handelt... Ich...“

Tobias eilt auf Albert zu und schreit: „Ach! mein lieber Freund! kompromittiren Sie Niemand!... wir sind übereingekommen, verschwiegen zu sein. — Wenn er den Namen der Dame nicht nennt,“ versetzt Cölestin, „so denke ich, kann er die Geschichte ganz wohl erzählen. — Allerdings, meine Herren; ich trete nämlich eine meiner Liebchaften an Tobias ab... es versteht sich, mit der Voraussetzung, daß die Schöne den Stellvertreter anerkennt. — Das ist noch nicht gewiß,“ sagt Mouillot lachend, „denn er hat die Größe nicht. — Gehören Sie zu der Conscription?“ fragt Baliwan, der den Anfang des Gespräches überhört hat. — Nein, nein... ich habe einen Mann gestellt... vorwärts, Albert, schreiben Sie den Brief, denn nach dem Essen, fürchte ich, haben wir keine Lust zum Schreiben mehr. — Ich schicke ganz einfach Tobias statt meiner zu einem Stelldichein,“ fährt Albert fort, „und gebe ihm ein Empfehlungsschreiben mit. — Nun, so schreib Du Deinen Brief, während

ich unsere Speisekarte mache... Das wird Dich begeistern... Da ist bereits Alles, was wir zum Schreiben nöthig haben."

Albert setzt sich Mouillot gegenüber, Jeder nimmt eine Feder in die Hand, und während der eine die Phrasen für seine Geliebte zusammenstudirt, überblickt der andere die Speisekarte des Wirthes.

Albert fängt an und sagt seinen Brief Satz für Satz laut vor: „Reizende Frau!...“ Mouillot schreibt und verkündet ebenfalls laut, was er zu essen bestellt: „Kraftsuppe... — Sie wissen, wie sehr ich sie liebe... — Für drei... das reicht schon. — Ihr Bild schwebt unaufhörlich vor meiner Seele... — Einen Kalbskopf mit Schildkröte... — Wenn ich Sie sehe, werde ich gleich... — Kalbswürstchen... — Trunken vor Entzücken... — Mit einem Lachs... — Aber eine dringende Angelegenheit hält mich in diesem Augenblick zurück, theure Freundin... — Truthenne mit Trüffeln. — Damit Sie mich nicht vergebens zum Stehlichein erwarten... — Einen Seekrebs... — Schicke ich Ihnen einen vertrauten Freund... — Der recht frisch ist... — Sie können sich auf ihn verlassen... — Wenn er zu stark riecht, gibt man ihn wieder zurück... — Er wird Sie an einen bestimmten Ort führen. — Spargeln... — Und Ihnen Gesellschaft leisten. — Mit weißer Sauce. — Bis ich mich, so bald es mir möglich ist, einfinden werde... — Süße Zwischenspeisen, Nachtisch... Champagner... — Er hat den Auftrag, Ihnen... — Das Mittelstück... — Die tausendfache Versiche-

• rung meiner Liebe zu überbringen . . . — Alles heiß aufgetragen! — Ich hoffe, daß das ein Empfehlungsbrief ist, der eine günstige Aufnahme auswirkt," sagte Albert, sein Schreiben unterzeichnend. „Meine Herren," sagte Mouillot, dem Kellner den Speisezetteln überreichend, „so scheint mir das Essen gehörig ausgewählt."

Tobias bedankt sich bei Albert, verbirgt das Billet, welches ihm ein Liebesabenteuer zusichern sollte, sorgfältig in seine Tasche und ruft dem Kellner nach: „Man soll nur schnell und ohne Unterbrechung auftragen. — Ei mein Gott, was treibt uns denn zur Eile an?" fragt der Künstler, der bereits am Tische Platz genommen und sich die Nase mit der Serviette gepußt hat, weil er glaubt, er habe sein Taschentuch in der Hand. „Was mich betrifft, so bin ich gerne lange bei Tische. — Ja, aber ich habe heute Abend ein Rendezvous. — Ah! schön, Balivan schnäuzt sich in seine Serviette. — Jetzt fängt seine Zerstreuung wieder an, wir werden saubere Geschichten erleben, wenn es so fortgeht . . . — In meine Serviette? . . . Es ist meiner Treu wahr! . . . Das passiert mir dazu oft! und das Allerärgste ist, daß es mir neulich während eines großen Essens bei einem Banquier begegnete, wo Marquis und Deputirte zugegen waren! . . . Mit einem Male bemerkte ich, daß man mich so sonderbar ansieht . . . und, denken Sie sich meine Verlegenheit, als eine sehr hübsche Dame, die zu meiner Seite saß, mit liebenswürdiger Miene zu mir sagte: „Mein Herr, Sie haben ohne Zweifel

eine Wette eingegangen . . . Worauf, Madame?
 . . . Sich Ihrer Serviette als Taschentuch zu be-
 dienen. O! nun gewahrte ich meinen Mißgriff!
 und wissen Sie, was ich in meiner Verwirrung that?
 . . . Ich steckte die Serviette in die Tasche! Zum
 Glück fing Alles an zu lachen, und man überzeugte
 sich, in welchem Grade ich zerstreut bin. — Des-
 halb,“ sagt Mouillot, „werde ich nicht neben Bali-
 van sitzen, denn bei Tische sind zerstreute Leute höchst
 unangenehme Nachbarn. Man bittet sie um Oliven,
 dann schütten sie Einem Wasser in den Wein . . .
 man will Brod, dann geben sie Einem Pfeffer . . . kurz,
 man ist angeführt. — Haben Sie sich magnetisiren
 lassen? fragt Herr Dupetrain, indem er seine star-
 ren Augen auf den Maler heftet. — Ach, lassen Sie
 mich doch in Ruhe mit Ihrem Magnetismus, Sie
 . . . Glaub’ ich denn an solches Zeug? . . . — Glau-
 ben? Aber, lieber Freund, ist denn die Macht des
 Magnetismus heutzutage nicht klar bewiesen? Sind
 nicht die ausgezeichnetsten Personen die eifrigsten An-
 hänger Mesmer’s . . . Lassen sich nicht die vornehm-
 sten Frauen jetzt in magnetischen Schlaf bringen, wie
 sie sich sonst electrifiren ließen? . . . — O! beim
 Kukuk, da liefern Sie mir einen schönen Beweis!
 Die Weiber beten Alles an, was eine neue Empfin-
 dung in ihnen hervorrufft, und streben nur nach dem
 Vergnügen, nicht nach der Wahrheit . . . — Aber Sie,
 Balivan, Sie Ungläubiger, will ich einschläfern, ich
 wette darauf . . . — Mich einschläfern, das ist sehr
 wohl möglich . . . aber mich wieder aufwecken, das

ist schwieriger. — Meine Herren, sind Sie nicht bald mit Ihrem Magnetismus fertig?" schreit Mouillot. „Ich war der Meinung, wir essen zusammen, um uns zu unterhalten... Ich bitte, Dupretrain, thun Sie mir den Gefallen und schläfern Sie uns jetzt noch nicht ein... Später meinetwegen... Zu Tische!"

Man setzt sich. Tobias ist einer der Eifrigsten. Er betrachtet das Tischgedecke, die Nebenspeisen, die verschiedenen Gläser, die für jeden Gast hingestellt sind, und ein Ausdruck des Entzückens strahlt auf seinem Angesichte. Man sah es an der Art, wie er aß und trank, wie er sich labte und sich's schmecken ließ, daß es ihn glücklich machte und er bei sich dachte: „Da ich einmal da bin, so will ich es auch genießen! Wenn es mich auch Geld kostet, so habe ich doch Etwas dafür! — Trinken wir keinen Madeira?" fragt Cölestin, nachdem er die Suppe gegessen hat. — „Warum nicht gar! für was halten Sie uns!" sagt Mouillot. — „Ja! ja! Madeira!" schreit Pigeonnier. „O! wenn ich einmal dabei bin... laß ich es mir an Nichts fehlen!... — Kellner, Madeira!... — Hier, meine Herren, was für Weine befehlen Sie nachher? — Beaume, erster Qualität, für den Anfang! Wir wollen dann schon sehen. — So ist's recht!" versetzte Tobias, den Madeira leerend, welchen man ihm eingeschenkt hat. „Beaume erster Qualität... das Beste, was es gibt! für uns ist aber auch Nichts zu gut!... Geben Sie mir die Oliven... Geben Sie mir die Sardellen... Geben Sie mir den Thunfisch... — Ei! sagen Sie doch lieber, geben Sie

mir Alles! Der kleine Tobias entwickelt doch einen Appetit... Nehmen Sie sich in Acht, mein lieber Freund, es ist nicht gut, mit einem überfüllten Bauche zu einem Rendezvous zu gehen. — O! ich kann Etwas ertragen... Ich wünsche Madeira! — Der Herr sollte doch gemach thun," sagte Dupetrain, Tobias betrachtend, „denn er ist so dick und voll, das deutet keinen sehr kraftvollen Mann an; glauben Sie, daß ich ihn in Schlaf bringen könnte? — Dupetrain!" ruft der große Mouillot aus, „so oft Du während des Essens vom Magnetismus sprichst, mußt Du fünf Franken Strafe bezahlen!... — Darf man denn jetzt nicht sprechen!... — Erzähle uns etwas Unterhaltendes, das lassen wir uns gefallen... Und Du, Albert, Du läßt Dich gar nicht hören!... Hast Du eine unglückliche Leidenschaft im Herzen? — Ich, eine Leidenschaft!... beim Henker! nein... aber ich... Ach! Kellner, ich erwarte einen Commissionär. Sagen Sie mir es gleich, wenn er kommt. — Ich auch," versetzte Cölestin. — „Und ich!" ruft Tobias aus, während er eine Hand voll Oliven in seine Tasche steckt, „vergessen Sie es nicht, Kellner... er hat mir eine wichtige Nachricht zu überbringen... ich bin der Herr Tobias Pigeonnier... Man wird nach mir fragen. — Tobias! steckst Du alle Oliven in Deine Tasche? — Meine Herren, sie sind besser aus der Tasche... — Ja," sagt Cölestin lachend, „man findet sie am nächsten Morgen wieder. — Ach! sie sind besser aus der Tasche!" ruft der Künstler aus, „das muß ich auch probiren."

Einen Augenblick später werden Balivan Nettige präsentiert, er nimmt eine Hand voll und steckt sie in die Tasche.

Anfangs zeigten die jungen Leute eine bedeutende Eßlust, als aber der Truthahn mit Trüffeln aufgetragen wurde, waren sie schon ziemlich gesättigt. Tobias allein schien immer noch gleich hungrig; er bedeckte seinen Teller mit Trüffeln und rief aus: „Weiß Gott, man speißt gut hier! — Ich glaube, Du traust Dir nicht recht, Pigeonnier!“ sagt Albert mit einem Lächeln. „Der Teufel, Sie heizen den Ofen ordentlich! — Nun! und trotz dem,“ sagt Dupetrain, „wette ich noch, daß ich ihn einschläfere . . . — Die Strafe bezahlt Dupetrain. — Balivan, schenke mir Beaume ein. Seht doch, ich habe es ja gewußt . . . jetzt gibt er mir Madeira! . . . Meine Herren, soll ich Euch einen Begriff von der Zerstretheit dieses Menschen beibringen? Letzt hin besuchte ich ihn im Laufe des Tages in seinem Hause; seine Bedienung sagte zu mir: Der Herr ist im Bade, er hat eines kommen lassen und sitzt gegenwärtig darin. Ei! sage ich, das hindert mich nicht, ihn zu sprechen! Männer lassen sich ungenirt vor einander im Wasser sehen. Somit gehe ich in das Zimmer hinein, wo der Herr sein Bad nimmt. Was sehe ich! . . . Balivan, mit Rock und Stiefeln, ganz angekleidet, im Bade sitzen und (ohne daß er bemerkt hätte, auf welche außerordentliche Weise er sein Bad nahm) . . . ruhig eine Zeitung lesen. Ha, ha, ha! das ist übertrieben . . . es geht uns wie Deiner Tischnachbarin. Nicht wahr, das war

eine Wette, Baliban? — Mein, meine Herren," entgegnete ruhig der Künstler, „ich schwöre Euch, ich wußte nicht, was ich that. Hätte man mir mein Bad in der Frühe gebracht, wäre es nicht geschehen. Als ich jedoch sah, daß es nicht kam, ging ich aus. Wie ich wieder nach Hause zurückkehre, ist mein Bad ganz gerichtet; ich hatte Eile, ich sehe schnell auf meine Uhr und steige, während ich die Gazette des Tribunaux zur Hand nahm, hastig hinein . . . Das verfluchte Journal ist Schuld daran, ich las gerade eine sehr interessante Verhandlung, und erinnere mich nur, daß es mir vorkam, als ob das Wasser schwer auf mir läge. — Sie sind vielleicht somnambule," sagte Dupetrain, „und schliefen wahrscheinlich, als Sie in's Bad stiegen. — Schlafen, was fällt Ihnen ein! ich sage Ihnen ja, daß ich von einem Ausgange zurückkam; ich hatte Eile, ich hatte noch nicht gefrühstückt und stieg schnell in's Bad, ohne daran zu denken, mich vorher ausziehen."

Während dieses Gespräches hat Tobias, der seine Zeit nicht versäumt, eine Partie Trüffel von seinem Teller auf seine Serviette herüber gespielt, und steckt sie, nachdem er sie gehörig abgerieben, in seine Tasche. Dann ruft er: „Geben Sie mir doch die Truthenne, ich möchte noch ein Stückchen Braten und einige Trüffel nehmen. — Ach, Pigeonnier! das ist zu arg," sagt Célestine, „Sie werden Heldenthaten vollbringen . . . und Albert übertreffen wollen! — Guter Gott, welcher Appetit!" schreit Mouillot. „Der Kerl muß für Zweie bezahlen . . . er frisst mehr als wir

Alle! — Höret, meine Herren! ich esse die Trüffel
gerne! — Man merkt es!"

Albert sieht auf die Uhr und macht eine Bewegung
der Ungeduld, indem er sagt: „Der Commissionär
kommt entsetzlich lange nicht! — Keiner kommt. —
Meine Herren! haben Sie vielleicht Ihrer Angebeteten
ein Blumenbouquet geschickt?“ fragt Mouillot; „das
erinnert mich an einen Esel von Commissionär!
Stellen Sie sich vor, ich hatte damals eine Geliebte,
eine niedliche, artige, feine, anmuthige Frau von
zweiundzwanzig Jahren, die aber erst achtzehn alt
zu sein schien. Sie war verheirathet und hatte eine
alte Tante ihres Gatten bei sich, welche beauftragt
war, sie zu überwachen, weil man ihren Leichtsin
kannte. Man mußte daher sehr vorsichtig zu Werke
gehen. Meine Holde hatte mich gebeten, ihr ein
Bouquet zu schicken, weil sie Abends auf einen Ball
ging, wo ich auch hinkam! Ich kaufe im Laufe des
Tages ein wunderhübsches Bouquet bei Fräulein Prévot,
nehme ein Cabriolet und lasse mich in das Quartier
meiner Dame führen; sie wohnte in einer Vorstadt.
Ich steige an der Ecke der Straße, etwa dreihundert
Schritte von ihrem Hause entfernt, ab. Ich suche
mit den Blicken allenthalben einen Commissionär,
endlich entdecke ich einen. Es war ein etwa fünfzig-
jähriger, sehr schmutziger, wie es schien, trunksüch-
tiger Mensch, der aber wenigstens sein Geschäft ver-
stehen mußte. Ich gebe ihm einen Wink, zu mir
herzukommen, und führe ihn auf die Seite. Er be-
strebte sich, eine schlaue Miene zu machen, als er

hörte, daß es sich darum handle, ein Bouquet zu überbringen. Ich bezeichne ihm das Haus und die Nummer genau, und sage zu ihm: „Ihr gehet hinein, es ist kein Portier da, gehet in den Hof, dort ist nur eine einzige kleine Thüre, an dieser läutet Ihr. Wenn Euch ein Herr oder eine alte Frau aufmacht, so saget Ihr bloß: Das ist das Bouquet, welches Madame bei der Blumenmacherin bestellt hat, dann gehet Ihr wieder fort, ohne weiter Etwas zu sprechen; wenn Euch dagegen eine junge Dame aufmacht, so saget Ihr: Madame, da ist ein Bouquet, der Herr, der es Ihnen schickt, wartet unten an der Straßenecke; dann merket genau auf, was sie Euch sagt, und richtet es mir pünktlich aus. Ich warte hier, bis Ihr wieder zurückkommt... Verstehet mich aber wohl... macht keine Dummheiten!... Mein Commissionär machte wieder seine pffiffige Miene und entgegnet: Seien Sie ganz beruhigt, mein Herr! das ist nicht das erste Bouquet, das ich zu besorgen habe, und so geht er mit dem meinigen. Ich folge ihm mit den Augen. Ich war nicht ganz ohne Sorgen, der Bursche sah so einfältig aus, daß ich irgend eine Dummheit befürchtete. Gleich beim Beginne sah ich, daß er über das von mir genau bezeichnete Haus hinausging, doch kehrte er dann wieder um und traf den richtigen Ort; er geht hinein, ich warte. Mehrere Minuten verstreichen, die mir eine Ewigkeit schienen, endlich kam mein Mann mit selbstzufriedener Miene wieder zurück. Nun, rufe ich ihm zu, wem habet Ihr das Bouquet übergeben? — Mein Herr, zwei Kinder

von neun bis zehn Jahren, ein kleines Mädchen und ein kleiner Junge, haben mir aufgemacht. Liebe Kinderchen, sagte ich, da ist ein Bouquet, welches ich eurer Frau Mutter bringen soll, wollt ihr so gut sein und es derselben sagen. — Ei, du mein lieber Gott! rief ich aus, habe ich Euch denn gesagt, diese Frau habe Kinder? Weiter! — Dann, mein Herr, kam eine Dame . . . — War sie jung . . . hübsch? — Hm! nicht so übel! . . . ich glaub', in meinem Alter. — Also die Alte, nun, was habt Ihr zu der gesagt? — Ich sagte: Madame, da ist ein Bouquet, welches Sie die Blumenmacherin bittet von ihr anzunehmen, es wird ihr viel Vergnügen machen; darauf hat mich die Dame gefragt: Welche Blumenmacherin . . . ich habe kein Bouquet bestellt . . . wo hat sie ihren Laden? Meiner Treu, Madame, das hat mir der junge Herr nicht gesagt, aber es ist bezahlt, ich habe keinen Auftrag, Geld dafür in Empfang zu nehmen. — Der Teufel soll Euch holen! schrie ich, indem ich meinen Commissionär entließ, Euch will ich mir merken; Ihr sollt mir keine Bouquete mehr forttragen! Und das Bieh war in der That an einem schrecklichen Auftritte zwischen meiner kleinen Dame und ihrem Manne schuldig, der einen Bruch zwischen uns Beiden herbeiführte."

Nutzenanwendung: In Paris sind gute Commissionäre etwas Seltenes; sie legen so viel Eifer an den Tag, daß sie, wenn man ihnen einen Brief ohne Adresse gibt und sagt: das müßt Ihr mir besorgen, den Brief nehmen, ja, mein Herr, sagen, und davon

laufen; dann seid ihr genöthigt, sie zurückzurufen, um ihnen erst zu sagen, wo sie das Schreiben hintragen sollen.

„Ah, meine Herren! ich mache Euch mit etwas Anderem bekannt!“ ruft Cölestin aus. „Herr Tobias Pigeonnier steckt Trüffel in die Tasche. Jetzt wundert es mich nicht mehr, warum sie so schnell von seinem Teller verschwinden. — Ach, mein Gott! es ist schon der Mühe werth, wegen zwei oder drei, die ich eingesteckt habe. Vorwärts, Kellner! den Seekrebs ... die Spargeln ... aber heiß! heiß! — Um welche Stunde begeben Sie sich zu Ihrem Rendezvous?“ fragt Balivan. — „Um halb neun Uhr. — Da haben Sie noch Zeit. — Nicht mehr viel, und ich möchte auch gerne Etwas vom Nachtische essen. — O! ich sehe schon, daß Sie auf Nichts Verzicht leisten. — Wozu hat man einen guten Magen, als um recht zu essen. Wenn Sie heute Abend eine Bouillotte spielen, finde ich mich auch ein. — Freilich spielen wir eine, das will ich doch hoffen!“ ruft Mouillot aus ... „nicht wahr, Albert? — Ja, ich muß Revanche nehmen! — Eine Bouillotte auf Tod und Leben!“ sagt Balivan, der in der Zerstretheit die Spargeln verkehrt ist. — „Und nachher, meine Herren,“ sagt Dupetrain, „magnetisire ich Sie Alle! — Ach, ist der so langweilig! ... Dupetrain, magnetisirst Du Deine Geliebte auch, wenn Du eine hast? — Allerdings, ich setze mich gleich in Beziehung zu ihr. — Er theilt ihr sein Fluidum mit! — Und da sie im Zustand des Somnambulismus ihm alsbald gesteht,

daß sie ihn an der Nase herumführt, so wird er ärgerlich und schläfert wieder eine Andere ein. — „Meine Herren,“ entgegnet Dupetrain mit feierlicher Miene, indem er seinen Ellbogen auf den Tisch stützt, „lachen Sie so viel Sie wollen, aber wenn ich Ihnen alle die außerordentlichen Dinge erzählte, die mir durch die Macht des Magnetismus eröffnet worden sind, würden Sie vom Wirbel bis zur Zehe schauern. — Beim Kukuk!“ sagt Tobias, sich noch einmal Seekrebs vorlegend, „man ist wahrhaftig gut hier . . . Und Ihre Geschichte . . . ist also sehr interessant? — Schön,“ versetzt Albert, „Tobias brennt vor Begierde, vom Wirbel bis zur Zehe zu schauern! — Ich will Ihnen nur einen einzigen Fall erzählen,“ fährt Dupetrain, entzückt, daß ihm Tobias Aufmerksamkeit schenkt, fort. „Eine junge Frau, deren Mann auf der Reise war . . .“ In diesem Augenblick macht der Kellner die Thüre auf und ruft herein: „Es ist ein Commissionär da, der den Herrn Cölestin von Balnoir zu sprechen wünscht! — Gut,“ erwiedert Cölestin, „ich komme gleich.“

Der junge Mann steht vom Tische auf, geht zu Johann Ficelle hinaus, der ihn auf der Treppe erwartet, gibt ihm einen Wink, näher zu treten, und dieser erzählt ihm leise: „Mein Kamerad Sanscravate ist zu derselben Person geschickt worden wie ich . . . Ich ließ ihn, wie Sie es mir befohlen hatten, vorausgehen, und wartete, bis er wieder herauskam, dann ging erst ich hinein. — Ganz gut . . . er konnte Dich nicht sehen? — O, unmöglich! Die Dame war

nicht zu Hause, ich fand aber ihre Zofe, die Manns-
foll Rosa, welche mir sagte, wo ich ihre Gebieterin
treffen könne. Sie war bei einer ihrer Freundinnen
in der Straße Angouleme auf dem Boulevard du
Temple. Dort lief ich hin, die Dame war da, ich
überreichte ihr Ihren Brief. Sie las ihn und gab
mir dann diese Antwort für Sie zurück."

Johann Ficelle stellt Cölestin einen Brief zu.
Dieser öffnet ihn schnell, liest ihn bei einer Gas-
lampe und scheint mit dem Inhalt desselben zufrieden
zu sein; er steckt den Brief zu sich, nimmt ein Bier-
zigsousstück heraus und gibt es dem Commissionär
mit den Worten: „Hier, das gehört Dein.“ Johann
Ficelle verzieht das Gesicht, während er die vierzig
Sous nimmt, und brummt: „Nur so viel für einen
Gang in die Straße Neuve-Bivienne und wieder
hierher zurück, das ist wenig! — Narrischer Kerl!
ich wette, daß Dir die Dame, der Du meinen Brief
überbrachtest, ein tüchtiges Trinkgeld gegeben hat,
deshalb sollte ich Dir gar nichts geben.“ Johann
Ficelle lacht ein wenig, während er sagt: „Der Herr
ist gar zu fein, da kann man keinen Pfiff machen! —
Gut, geh' jetzt; sei verschwiegen, dann werde ich
Dich auch sonst verwenden; ich denke, wenn Du auf
beiden Seiten bezahlt wirst, kannst Du zufrieden
sein. — Gleichviel, er ist doch ein Lummel!“ sagt
Johann Ficelle, sich entfernend, bei sich.

Cölestin kehrt wieder zu seinen Freunden zurück.

„Die Antwort lautet günstig!“ ruft Mouillot, Cö-
lestin anblickend, aus. „Aus seinen Augen leuchtet

schon der Stolz eines Eroberers . . . Ist Deine
 Dulcinea schön? — O! meine Herren, es handelt
 sich von etwas ganz Anderem, als Sie sich vorstellen
 . . . Es ist eine ernsthafte Angelegenheit. — Ge-
 denkst Du Dich zu verheirathen? — Nein . . . es
 ist ein Geldgeschäft . . . wegen der Anlegung eines
 Kapitals. — O! wenn Du Millionär werden willst,
 dann kannst Du schon bei der Bouillotte verlieren
 . . . Kellner, den bestellten Champagner . . . Jetzt
 ist der passende Augenblick dazu gekommen! . . .
 Meine Herren," nimmt Dupetrain, mit dem Ellbogen
 auf den Tisch gestützt, wieder das Wort, „ich war im
 Begriffe, Ihnen einen sehr interessanten Fall zu er-
 zählen: Eine junge Frau, deren Mann verreist war,
 wollte wissen, ob er von ihr entfernt . . . — Still!
 Keine Geschichte! Da ist der Champagner . . . Nun,
 Albert, trink doch! Du bist nicht recht fidel! . . . —
 Ach! mein Commissionär bleibt so lange aus!" ent-
 gegnet der hübsche junge Mann mit einem Seufzer,
 den er in ein Glas Champagner versenkt. — „Der
 meinige auch," sagt Tobias, „aber mir liegt Nichts
 daran, er wird schon kommen . . . Laßt uns unter-
 dessen trinken, singen und lachen! . . . Champagner
 auf Tod und Leben! . . . Es ist sehr hübsch hier! —
 Ja, es scheint Ihnen in der That nicht übel zu ge-
 fallen," versetzt der Künstler lächelnd. — „Pigeonnier,
 Freund, nehmen Sie sich in Acht! sonst könnten Sie
 trotz Ihres Empfehlungsbriefes durchfallen. —
 O! ich könnte den ganzen Tag Champagner trinken,
 ohne mich zu berauschen, so sehr bin ich ihn gewöhnt!"

Der Kellner trat wieder herein und meldete: „Ein Commissionär fragt nach Herrn Albert Vermoncey. — Ach! der will zu mir!“ ruft der junge Mann, sich rasch vom Tische erhebend, aus. „Ich komme! Ich komme! . . .“

In einer Sekunde steht Albert vor Sanscravate, der ihm mit drei Briefen in einer Hand und einem einzelnen in der andern entgegensteilt, und beinahe außer Athem zu ihm sagt: „Ich habe Ihre Aufträge besorgt: zuerst war ich bei der Dame in der Neuve-Bivienne-Straße. Sie war aber nicht zu Hause; ich ließ also meinen Brief dort und ging in die Straße Caumartin in Ihre Wohnung. Dort händigte mir der Portier diese drei Briefe hier ein. Sie riechen köstlich; man könnte glauben, man habe Bastringuettens Blumenkörbchen vor sich! . . . Und so eben kehrte ich noch einmal zu der Dame in der Straße Neuve-Bivienne zurück, und erhielt nun dieses Schreiben für Sie; es duftet ebenfalls so lieblich . . . — Einen Brief von ihr! . . . Ach! gib . . . gib . . . — Hier sind sie alle . . . erstens die drei, welche mir Ihr Portier . . .“ — Mit diesen Worten reichte Sanscravate Albert die drei Bilette in seiner Linken hin. Aber der junge Mann zerknittert sie in seiner Hand, rollt sie zusammen und macht einen Knäuel daraus, den er in seine Tasche schiebt, dann zieht er sich, indem er eilends das Siegel des vierten Briefes erbricht, in den Hintergrund zurück, um ihn dort ungestört lesen zu können; Sanscravate pfeift unterdessen eine Cachouche der Courtille.

Raum hat Albert den Inhalt des Briefes durchgegangen und die Antwort der Madame Baldimer gelesen, so malt sich der Ausdruck des lebhaftesten Entzückens auf seinen Zügen, er stößt einen Freuden-schrei aus, nimmt zwei Fünffrankenthaler aus seiner Börse, und drückt sie Sanscravate in die Hand. „Nimm das, Sanscravate,“ sagt er, „ich bin glücklich, Du sollst es auch sein. — Ach! meinen Dank, Bürger . . . Weiß Gott! es ist eine wahre Freude, Ihnen zu dienen; Sie belohnen immer so großmüthig . . . Auch stehe ich jederzeit zu Ihren Befehlen, sei es bei Tag oder bei Nacht; zu jeder beliebigen Stunde, so bald Sie mich nöthig haben, setze ich meine Beine für Sie in Bewegung! . . . Und selbst wenn Sie keinen Bazen mehr hätten, würde ich Ihnen doch zu Dienste stehen, denn sehen Sie, sobald ich einmal eine Zuneigung zu den Leuten gefaßt habe, leitet mich nicht bloß das Interesse allein, sondern das Herz . . . das . . . — Gut, mein Junge, gut . . . ich werde vielleicht einmal Deinen guten Willen auf die Probe stellen. Geh, laß Dir's wohl sein! . . . Ich kehre wieder zu meinen Freunden zurück. — Ja, heute wollen wir ein anständiges Fest halten!“ ruft Sanscravate aus, während er mit ein paar Säßen die Treppe hinabhüpft; „Bastringuette wird sich freuen, sie ist so gerne die Leckereien! . . . Drei Thaler zu verzehren, einen Tricycle! O! das ist herrlich!“

Während Sanscravate sich singend entfernt, nimmt Albert wieder an dem Tische bei seinen Freunden Platz und ruft aus: „Zu trinken! Champagner!“

Laßt uns spielen, laßt uns zeihen! . . . — Ha! jetzt bin ich zu allen Tollheiten aufgelegt, die ihr nur verlangen könnt. — Heute fallen, wie es scheint, alle Antworten befriedigend aus," sagt Mouillot. — „O! sehr befriedigend!“ entgegnet Albert, „ich verhehle es Euch gar nicht . . . eine Frau spielte längere Zeit einigermaßen die Grausame gegen mich, und ich war in Folge dessen nur um so wahnsünniger in sie verliebt . . . jetzt ist mir endlich ein Stelldichein, eine geheime Zusammenkunft bewilligt worden. — O, dann ist die Sache im Reinen. — Auf heute Nacht noch?“ fragt Célestin, Albert gleichgültig anblickend. — „Nein, erst auf Morgen! Ich kann also den ganzen Abend, die ganze Nacht mit Euch zubringen . . . Ich bin ganz der Eurige. — Um so besser, das Spiel wird heute hitzig seyn. — Ich werde gewinnen, denn ich bin im Glücke. — Das ist noch nicht gewiß: wenn man Glück in der Liebe hat, ist es noch kein Beweis, daß man auch Glück im Spiele haben werde! Das Sprichwort behauptet sogar das Gegentheil. — Aber ich glaube, daß ein Glück das andere mit sich führt. Haltet euch daher heute Abend gut! — Meine Herren," sagt Herr Dupetrain, beide Ellbogen wieder auf den Tisch stemmend und alle Umsitzenden nach einander betrachtend, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, „meine Herren, jetzt ist, glaube ich, der Augenblick da . . . — Uns einzuschläfern?“ ruft Balivan aus. — „Nein, aber Ihnen die außerordentliche Begebenheit zu erzählen, von der ich bereits gesprochen habe, als wir unterbrochen

wurden . . . — Wissen Sie was, meine Herren, wir wollen ihn seine Geschichte erzählen lassen, sonst quält er uns den ganzen Abend damit. Nun, fang' an, Dupetrain, wenn sie aber sehr lange ist, stehe ich Dir dafür, daß Du sie nicht vollenden wirst. — O! ich bin gewiß, meine Herren, daß Ihnen diese Anekdote nicht lange vorkommen wird, sie ist von zu großem Interesse. Eine junge Frau hatte einen Mann . . . dieser Mann war verreist . . . — Das hast Du uns schon dreimal gesagt. — Diese Dame wünschte gerne zu wissen, ob ihr Mann auf seiner Reise . . . — Ein Commissionär fragt nach Herrn Pigeonnier!" ruft der Kellner, unter die Thüre tretend.

Die Herren lachen alle über Dupetrain's Miene, der, so oft er seine Geschichte erzählen will, unterbrochen wird. Tobias steht vom Tische auf, sagt aber beim Weggehen: „Entschuldigen Sie mich! . . . erzählen Sie nicht weiter . . . ich komme gleich wieder zurück.“

Paul wartete auf Tobias. Der junge Commissionär schien sehr ermüdet, und der Schweiß rann ihm noch über die Stirne herab. Indessen fuhr ihn Pigeonnier doch an: „Sie sind sehr lange ausgewesen! . . . Sie kommen entsetzlich spät! . . . Wenn ich Commissionär wäre, würde ich meine Aufträge schneller besorgen! . . . — Mein Herr, ich bin nicht daran Schuld,“ erwiedert Paul. „Zuerst ging ich auf den Templemarkt, um Frau Hagar Abraham aufzusuchen . . . — Nicht so laut, Commissionär! . . . leiser! . . . kommen Sie mit die Treppe herunter, . . . es gehen hier oben zu viele Leute vorbei.“

Tobias ging mit Paul herunter, führte ihn in den hintersten Winkel des Hofes, stand dort stille, und sagte zu ihm: „So, jetzt sprechen Sie . . . ich höre. . . . — Der Madame Abraham übergab ich Ihren Brief. — Ganz gut . . . wo ist das Geld, welches sie Ihnen gegeben hat? — Sie hat mir kein Geld für Sie gegeben, sondern als sie Ihren Brief gelesen hatte, geschrieen: Mein Nefse hält mich wohl für eine Närrin; glaubt er, ich wolle seine Thorheiten unterstützen! ich leihe ihm keinen Pfennig, keinen Heller mehr! und wenn er mir das, was ich ihm bereits geliehen habe, nicht zurückgibt . . . — Gut, gut! genug! . . . Madame Hagar hat zu scherzen beliebt . . . vor allen Dingen bin ich ihr Nefse nicht . . . es ist aber ein Lieblingsausdruck von ihr, sie heißt Jedermann, selbst ihre Kundinnen, mitunter so. . . . Ich werde ihr den Kopf tüchtig waschen, daß sie sich diese Familiarität erlaubt hat. Dann waren Sie also bei meiner Portière . . . der Frau Pluchonneau, die sich eifrigst beflissen haben wird, mir zu gehorchen. — Sie war nicht sehr eifrig, mein Herr. Zuerst rief sie aus: Glaubt der Herr, solche Commissionen seyen mir angenehm! Ich soll seinen Paletot in's Leibhaus tragen! . . . — Still! . . . still! . . . nicht so laut! . . . Diese Portièren sind abscheulich unverschämt . . . es ist so warm bei mir, die Sonne scheint den ganzen Tag in's Fenster; ich brauche während des Sommers keine Winterkleider, damit sie mir von den Schaben gefressen werden . . . außerdem habe ich so viele Kleider; ich weiß gar

nicht, wo ich sie aufbewahren soll. . . . Weiter . . .
 — Dann hat sie vor allen Dingen, ohne sich im Mindesten zu beeilen, zu Mittag gegessen . . . — Ich werde dafür sorgen, daß sie der Hausherr davonjagt. — Als sie zu Mittag gegessen hatte, ging sie in Ihre Stube hinauf, unterwegs schrie sie: wenn der Herr so oft in's Leihhaus schickt, so weiß ich am Ende nicht, was ihm übrig bleibt, seinen Hintern zu bedecken . . . — Sie hat gesagt: seinen Hintern . . . das sind hoffentlich nicht ihre Worte? — Entschuldigen Sie mich, mein Herr, ich berichte Ihnen Alles getreulich. — Das Wort soll sie theuer bezahlen . . . sie darf mich nicht mehr bedienen, das heißt, sie darf meinem Bedienten nicht mehr in der Küche helfen. Doch, fassen Sie sich kurz . . . man ist sonst den Nachtsch ohne mich . . . — Endlich machte sie sich auf den Weg, Ihre Commission zu besorgen. Sie war entsetzlich lange aus, und deshalb konnte ich selbst nicht früher kommen, weil Sie mir befohlen hatten, auf sie zu warten. — Ganz richtig . . . — Sie kam sehr übel gelaunt wieder zurück und übergab mir dieses für Sie."

Hiemit überreichte Paul dem Herrn Tobias zwei Fünffranken- und ein Bierzigsousstück, welche ihm dieser mit dem Ausrufe abnahm: „Zwölf Franken! . . . was soll das heißen? zwölf Franken für einen prachtvollen, mit Seide gefütterten und Seidesammet besetzten Paletot? Commissionär, Sie müßrn weit mehr erhalten haben. — Nein, mein Herr, es war nicht mehr; man hat aber diesem Gelde ein Papier

beigelegt, woraus hervorgeht, daß ich Ihnen genau das Empfangene überbringe.“

Es war ein vom Leihhaus ausgestellter Zettel. Der junge dicke Mann überlas ihn und brummte alsdann: „Diese Araber! . . . zwölf Franken, freilich, zwölf Franken! . . . für ein Luxuskleidungsstück, welches mich hundertneunzig Franken gekostet hat! Sie sollen es übrigens nicht lange behalten. . . . Gut, mein Freund . . . gut . . .“

Damit entfernt sich Herr Pigeonnier, ohne den Commissionär zu bezahlen, kehrt aber wieder um, nähert sich Paul noch einmal und gibt ihm ein Zehnsousstück in die Hand.

„Hier, mein Freund,“ sagt er, „das gehört Ihnen.“ — Paul betrachtet die Münze und kann seinen Unmuth über diese schlechte Belohnung nicht unterdrücken: „Was, mein Herr!“ ruft er aus, „das geben Sie mir für drei Stunden, die ich in Ihrem Dienste zugebracht habe? — Drei Stunden! . . . drei Stunden! . . . ich bin nicht schuldig, daß Sie so lange nicht zurückgekommen sind . . . — Aber, Herr Pigeonnier . . . — Ich gebe für eine Commission nie weniger als zehn Sous, aber auch nicht mehr! . . . das ist genug. — Ich habe zwei Commissionen gemacht; ich bin zuerst in der Templestraße gewesen, und . . . — Nun, es ist gut . . . hier . . . ach, mein Gott! nur kein Geheule . . .“

Tobias nimmt langsam noch vier Sous aus der Tasche, gibt sie Paul und hüpfst dann leicht wieder die Treppe hinauf, während der junge Commissionär,

von dieser schlechten Behandlung ganz verwirrt und beschämt, das goldene Haus traurig verläßt.

Tobias setzt sich schnell wieder an den Tisch, wo er sich, um das Versäumte nachzuholen, mit Biscuit, Früchten, Eingemachtem und Confect vollstopft; aber obgleich er dem Nachtisch alle Ehre anthut, ist doch auf seinem Gesichte jener Ausdruck des Vergnügens und der Befriedigung nicht zu finden, den man bei Cölestin und Albert bemerkt hat, als sie von ihren Commissionären zurück wieder an den Tisch kamen.

„Diesmal lautete, glaub' ich, die Antwort nicht so angenehm, als bei den beiden vorigen Botschaften,“ sagt Mouillet; „der kleine Tobias scheint mir nicht ganz befriedigt! . . . Man liebt dich nicht mehr? — Verzeihen Sie mir,“ entgegnet Tobias, sich Champagner einschenkend, „man liebt mich im Gegentheil nur zu viel. — Das ist sonderbar; wer Dich genau ansieht, würde darauf schwören, Du seyest innerlich mißvergnügt. Lüge nicht, Deine Schöne hat Dir den Abschied gegeben. — Durchaus nicht! . . . es ist aber eine fürchterlich eifersüchtige Frau, mit der ich heute zu Mittag essen sollte . . . Ich habe eurentwillen das Rendezvous mit ihr auf die Seite gesetzt, und sie schreibt mir, sie sehe wohl ein, daß ich sie nicht mehr liebe, sie werde Gift (poison) nehmen . . . das bringt mich einigermaßen außer Fassung, weil sie im Stande wäre, ihre Drohung auszuführen . . . — Geh doch; Du wirst es falsch gelesen haben, Fische (poisson) wird sie essen. Zeig' uns einmal Deinen

Brief... — O! unmöglich, meine Herren! man muß den Ruf einer Frau zu schonen wissen. — Sag' doch, Du steckst jetzt Mandeln und Feigen ein, magst Du sie auch gerne aus der Tasche? — Ach! aus Zerstreuung! das Teufelsweib hat mein Vergnügen gestört... doch, basta... ich will nicht mehr daran denken... eine andere Liebe erwartet mich!... Zu trinken!"

Herr Dupetrain, der schon eine Weile beharrlich hustet, um die Aufmerksamkeit der Tischgenossen auf sich zu ziehen, hat wieder seine beiden Ellbogen auf den Tisch gestützt und fängt abermals an: „Meine Herren, da die Commissionäre, die Sie erwartet, endlich mit ihren Aufträgen zurückgekehrt sind und Sie nun keine Störung mehr zu befürchten haben, so glaube ich, daß jetzt der Augenblick zum Vortrage meiner Erzählung über den Somnambulismus günstig seyn wird.“

Die drei jungen Leute zeigen sich geneigt, ihm zuzuhören; der große Mouillot zieht die Uhr heraus und sagt: „Ich will sehen, wie lange die Geschichte dauert; jedenfalls lasse ich euch nicht länger als zehn Minuten Zeit. Sieh, Dupetrain, es ist fünfundzwanzig Minuten über acht Uhr.“

Herr Dupetrain sieht die Uhr nicht an; Mouillot verschwindet.

„Eine junge Frau also, deren Gatte verweist war, wollte wissen...“

In diesem Augenblick ruft Albert, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, aus: „Fünfundzwan-

zig Minuten über acht Uhr!... Wohlan, Tobias, Sie haben zu Ihrem Stelldichein um halb neun Uhr nichts mehr zu versäumen, denn die Dame ist nicht von den geduldigsten."

Tobias steht, entzückt, einen Grund zu seiner Entfernung vorschützen zu können, plötzlich auf; mit der größten Hast wirft er seine Serviette weg, eilt nach seinem Hute und ruft aus: „Ach, mein Gott! es ist wahr... ich hätte es bald vergessen! o, ich fliege davon! Entschuldigen Sie, meine Herren, es ist eine Gelegenheit, die ich nicht unbenützt vorbeigehen lassen will... Albert, bezahlen Sie für mich... ich habe keine Zeit mehr, auf die Rechnung zu warten! — Ganz gut! Kommen Sie heute Abend, uns das Ergebnis Ihres Zusammentreffens mitzutheilen? — Allerdings! und um eine Partie Bouillotte mit euch zu spielen. Seyd ihr hier? — Nein," entgegnete Mouillot. „Wenn wir heute Nacht lange aufbleiben wollen, so wollen wir lieber zu Balivan gehen; man ist ungenirt dort. — Mein Atelier steht mit Pfeifen aus allen Ländern und von allen Größen zu eurer Verfügung, meine Herren. — Gut, es bleibt dabei; ich suche euch bei Herrn Balivan. — Wissen Sie, wo ich logire? Taitbout-Strasse... — Ich weiß es... ich weiß es. Auf Wiedersehen! Ach! Herr Dupetrain, ich bitte Sie, warten Sie auf mich, bis Sie Ihre Geschichte erzählen."

Dupetrain gibt keine Antwort; er stützt seinen Kopf auf beide Hände und starrt auf seinen Teller. Die jungen Leute lachen; Tobias geht durch.

Siebentes Kapitel.

Madame Plays. — Die Marktschreier.

Madame Plays ist eine Frau von neunundzwanzig bis dreißig Jahren, die aber eher etwas älter aussieht, weil sie sehr stark und voll gebaut ist, und ihre Züge ebenfalls nicht fein sind. Wenn auch Frauen von solcher Körperconstitution frühzeitig in den Sommer ihres Lebens einzutreten scheinen, so haben sie dagegen den Vorzug eines noch recht frischen Aeußern, wenn sie bereits in den Herbst vorrücken; das ist eine Entschädigung, die sogar für einen Vortheil gelten kann.

Madame Plays ist, ohne gerade zu groß zu sein, eine hübsche Frau; sie ist vielleicht etwas zu voll, aber trotz dem hat sie noch eine sehr schöne Taille, und an der herrlichen Rundung ihres Körpers sieht man, daß nirgends die Natur durch Kunst ersetzt werden muß; sie hat einen kleinen, hübsch geformten Fuß, tüchtige Beine, einen schönen Arm, eine volle, zarte, weiche Hand mit feinen Fingern, die, wie es scheint, nur zur Berührung angenehmer Dinge bestimmt sind: so weit in Beziehung auf den Körper; ein etwas bäuerisches, aber frisches, anmuthiges Gesicht, eine große Nase, einen großen Mund mit schönen Zähnen, braunen, vielversprechenden Augen und Augenbrauen, dieß ist ihr Aeußeres.

Was den Geist betrifft, so spricht man von diesem nicht; man nimmt keine Notiz davon. Diese Dame war ganz materiell und sinnlich; indeß war

sie doch klug genug, einen Gatten zu wählen, der für sie paßte: einen sehr einfältigen, aber körperlich gut ausgestatteten Mann, der noch recht rüstig war, und, wenn es seine Frau wünschte, alle Pflichten eines Ehemannes erfüllen konnte, überdies noch sehr glücklich war, wenn Madame ihn als solchen anwenden wollte. Kurz, ein Mann, aus dem sie machte, was sie wollte, den sie am hellen Tage an der Nase herumführte, und der nicht ohne ihre Erlaubniß außer dem Hause essen durfte.

Ein einziges Beispiel reicht hin, den Charakter des Herrn Plays zu würdigen.

Eines Tages begegnete ihm einer seiner vertrautesten Freunde unweit von seinem Hause. Er geht auf ihn zu und bemerkt, daß der sonst so ruhige, unerschütterliche Herr Plays ein wenig angegriffen scheint, und daß er seine Augapfel mit einem ungewöhnlichen Ausdrucke hin- und herrollt.

„Ich wollte so eben zu Dir, Plays,“ sagt der Herr, „aber was hast Du denn: Du siehst ja ein wenig aufgereggt aus? — Mein Gott!“ erwiedert Herr Plays, sich die Stirne mit dem Taschentuche abreibend; „höre mich doch an... ich habe Grund dazu. Ich komme so eben allerdings unerwartet nach Hause, will meiner Frau sagen, daß ich eine Loge in der italienischen Oper habe, trete unvorsichtig in ihr Zimmer, und überrasche sie... überrasche sie... mit einem meiner Bettern in einer unzweideutigen Situation... verstehst Du mich? — O! ich verstehe ganz gut. Nun, und Du hast nichts gemacht? —

Doch. O! ich ging wieder zurück und schlug die Thüre gewaltig hinter mir zu! Sie werden wohl gemerkt haben, daß ich mißvergnügt war."

Und diese Begebenheit hatte keine weitere Folgen, außer daß Herr Plays, als er sich wieder vor seiner Frau zeigte, verlegen war, weil er sich erlaubt hatte, die Thüre zuzuschlagen.

Ein solcher Mann war Herminie Plays' Gatte. Er trieb einen Großhandel und verdiente viel Geld, welches er bei seiner Haushaltung wohl brauchen konnte; denn Madame verschwendete ungeheure Summen für ihr Vergnügen und ihre Toilette.

Es ist Abends halb neun Uhr. Das Wetter ist schön und heiß, denn man war noch im Sommer, doch fängt der Tag schon wieder an abzunehmen, und die Spaziergänger müssen ganz dicht an einander vorbeigehen, um gegenseitig noch ihre Gesichtszüge zu unterscheiden.

Es sind viele Leute auf dem Plage des Blumenmarktes der Chaussée d'Antin, das heißt bei der Magdalenenkirche, versammelt. Es ist zwar keine große Auswahl von Blumen mehr da, aber doch können bescheidene Liebhaber, die sie erst spät einkaufen, um sie billiger zu erhalten, schon noch befriedigt werden.

Seit zehn Minuten geht eine sehr elegante Dame unter den Rosen, Myrthen und Pomeranzenstauden auf und ab; bisweilen tritt sie auch wieder auf die Seite, um nicht mitten unter dem Gedränge der Kaufenden zu bleiben, aber ihre Blicke streifen über

den Markt und seine ganze Umgebung hin: nicht ein Mann geht vorbei, ohne daß sie ihn betrachtet, um sich zu überzeugen, ob es nicht der ist, den sie erwartet; der Leser hat es bereits errathen: diese Dame ist Germinie Plays.

Ungeduld malt sich in den Blicken der schönen Frau; sie ist nicht gewöhnt, auf ein Rendezvous zu warten, und wenn Albert Vermoncey nicht gar so ein hübscher Junge wäre, würde sie sich bereits wieder entfernt haben.

Plötzlich eilt ein junger, kleiner, dicker Mann mit so großen Schritten, als es seine kurzen Beine gestatten, auf die Dame zu. Die Dame sieht ihn näher kommen, ist aber eben im Begriff, den Kopf abzuwenden, weil es der Erwartete abermals nicht ist, als der kleine Herr ohne Weiteres vor ihr stehen bleibt, sie begrüßt und spricht: „Habe ich nicht das Vergnügen, der Madame Plays einen guten Abend zu wünschen? — Ja, mein Herr! Ach, Sie sind Herr Tobias Pigeonnier! ich kannte Sie nicht gleich... es ist schon etwas dunkel. — Ich habe Sie augenblicklich erkannt, Madame. Sie haben eine jener Gestalten, die sogleich in's Auge fallen, und unmöglich mit andern verwechselt werden können. — Sie sind gar zu galant, mein Herr; aber entschuldigen Sie, ich suche Jemand... und fürchte... — Suchen Sie nicht, es ist vergeblich; er kommt nicht... wenigstens jetzt noch nicht. — Wie! was wollen Sie damit sagen? — Daß mich Albert Vermoncey, mein intimer Freund, den eine unvermuthete Angelegen-

heit abhält, sich jetzt bei Ihnen einzufinden, zu Ihnen schickt. — Was! er hat Ihnen gesagt... das ist sehr rücksichtslos von Herrn Albert. Wahrhaftig, die Männer sind hundert Mal schwächer als die Weiber! — Das ist wahr! ach Gott! das ist sehr wahr! — Hoffentlich setzen Sie keine Dinge voraus... — Ich setze nichts voraus, als daß Albert überglücklich ist, wenn er in Ihrer Gesellschaft sein kann. — Sehr liebenswürdig! was hat er Ihnen aber aufgetragen, mir zu sagen? — Tausend Entschuldigungen... und Sie dann an einen Ort zu führen, wo er etwas später auch hinkommen wird. — So! er kommt nach... und beauftragt Sie, mir Gesellschaft zu leisten? — Wenn Sie gütig genug sind, den Stellvertreter anzuerkennen. — Das scheint mir ein wenig leichtsinnig von Herrn Albert... ich weiß nicht, ob ich Ihnen Glauben schenken darf... — Hier ist ein Brief, den er mir aufgetragen hat, Ihnen zu übergeben, damit Sie vollkommenes Vertrauen in mich setzen sollen."

Madame Plays nimmt den Brief, welchen ihr Tobias überreicht, öffnet ihn, erkennt Alberts Schriftzüge, versucht es, einige Worte zu lesen, es ist aber schon zu dunkel; nun faltet sie das Billet wieder zusammen, steckt es in ihren Busen und sagt: „Ich will es später lesen; ich sehe aber in der That, daß Sie von Albert geschickt sind... Welcher Leichtsinn! ... daran erkenne ich ihn... Wo sollen wir ihn aber erwarten? — Ich will Sie hinführen... darf ich so frei sein, Ihnen den Arm anzubieten? — Es

muß wohl schon seyn. O, das ist aber zu originell ... ich kann nicht umhin, über diesen Einfall zu lachen ... Ach, ach! was ist doch der Albert für ein Narr!"

Madame Plays hat den Arm des jungen Tobias angenommen und stützt sich fest auf ihn, weil sie das Gehen ermüdet; ihr Cavalier beklagt sich aber nicht darüber. Er hält die Wirkung der Fettleibigkeit dieser Dame für ein zärtliches Drücken, und wagt es bereits, ihren runden Arm verliebt an sich zu pressen.

Nach der Richtung der elysäischen Felder hin führt Pigeonnier Madame Plays. Er weiß, daß er dort Café's restaurants mit Privatzimmerchen finden wird. Der Zeit nach muß seine Dame schon gegessen haben, und dieß ist ihm um so lieber, als er dann mit Eis oder Punsch davon kommen kann, welches ihn nicht so viel kostet; diese Betrachtung hat er bereits insgeheim angestellt. Er möchte die zwölf Franken, die er für seinen Paletot bekam, nicht unnöthig verschwenden, denn er will von diesem Gelde noch zum Bouillottespiel übrig haben, wo er die Kosten seines Mittagessens wieder herauszuschlagen hofft.

„Führen Sie mich in den Circus?“ fragt Madame Plays, als sie bemerkt, daß sie ihr Begleiter gegen die elysäischen Felder hin führt. — „Nein ... dort wird uns Albert nicht auffuchen ... sondern hier ... in einer dieser hübschen Restaurationen ... — In einer Restauration! ... ich habe schon gegessen. — Wirklich! Sie haben schon gegessen! ... ach, das ist Schade ... wir können aber immerhin etwas zu

uns nehmen... — Sie scheinen mir aber nicht recht zu wissen, wo Albert mit uns zusammentreffen will? — Ich bitte um Verzeihung... sehen Sie... hier... — Wie, in dieser Gauflerbude?... — Nein... sondern hinten... in diesem Kaffeehaus... ja, ja, hier ist es!"

Tobias führt seine Dame in eine Art Kaffeehaus, welches Cabinete im ersten Stockwerk hat, und verlangt gleich eines von dem Kellner, der auf sie zukommt. Madame Plays scheint es nicht im Mindesten übel zu nehmen, als sie ihren Cavalier ein besonderes Zimmer fordern hört. Es ist eine Frau, die keine Furcht kennt, und die überdies auch im Stande wäre, jedem Angriffe, der ihr mißfiel, Widerstand zu leisten. Sie folgt daher festen Trittes dem Kellner, der sie eine Treppe hinauf und durch einen Gang durchführt, wo er ein kleines Zimmerchen aufmacht, welches seine Aussicht auf die elysäischen Felder hinaus hat.

„Was darf ich Ihnen aufwarten lassen?“ fragt Tobias die schöne Frau; „ist Ihnen Eis oder Punsch gefällig? — Ich will Eis essen... — Ganz gut. Kellner, Eis!“

Der Kellner entfernt sich. Madame Plays wendet sich an Tobias: „Sagen Sie doch zu diesem Kellner, daß ein Herr nach uns fragen werde. — Ja, Sie haben Recht.“

Pigeonnier geht hinaus, läuft dem Kellner auf der Flur nach und spricht: „Bringen Sie keine Biscuits und keine Makronen zu dem Eis; die Dame

liebt so etwas nicht... also bloß Eis... verstehen Sie mich?"

Der Kellner macht ein mißlauniges Gesicht, während er entgegnet: „Wir serviren immer Confect mit dem Eis; man ist aber deßhalb nicht gezwungen, es anzurühren. — Gut; ich meine nur, es sei nicht der Mühe werth, es aufzutragen. — Wie Sie befehlen, mein Herr!“

Der dicke junge Mann kehrt schnell wieder in das Cabinet zurück, wo er seine Dame gelassen hat. Diese hatte bereits ihren Hut und ihren Shawl abgelegt.

Herrlich! denkt Tobias; sie macht es sich bequem; sie hat sich ohne Umstände in ein besonderes Cabinet führen lassen; daraus schliesse ich, daß sich das Uebrige von selbst geben wird.

Madame Plays tritt an's Fenster und fragt: „Wo hin sieht man da? — O, man hat hier keine schöne Aussicht!“ entgegnet Tobias, dem es lieber ist, wenn das Fenster zubleibt. „Da unten sind die Marktschreier, deren Zelt dicht an dieses Haus stößt; sie zeigen Bären, Panterthiere und Ungeheuer, so viel ich weiß. Wenn ich der Eigenthümer dieser Restauration wäre, würde ich, glaube ich, diese Nachbarschaft nicht dulden! — Und warum nicht?“ versetzt die schöne Frau lächelnd; „muß nicht Alles leben? — Alles; aber die Ungeheuer nicht!... Ach, mein Gott, ich verabscheue die Ungeheuer... aber ich vergöttere dagegen die Schönheit!“

Am Schluß seiner Worte ergriff Tobias die Hand

der Madame Plays und drückte einen Kuß darauf; die schöne Frau ließ sich ohne Schwierigkeit die Hand küssen.

Der Kellner bringt Eis; er stellt es auf den Tisch und betrachtet die Dame, welche keinen Confect essen mag, mit Staunen; er braucht entsetzlich lange, bis er sein Eis und seine Löffel gehörig auf dem Tische geordnet hat, und als er fertig ist, bleibt er immer noch stehen, so daß sich Pigeonnier genöthigt sieht, zu ihm zu sagen: „Schon gut! Wenn ich etwas brauche, werde ich Ihnen läuten!“

Der Kellner geht endlich, und Tobias setzt sich neben Madame Plays, vor welche er ein Glas Eis hinstellt und sagt: „Wenn Sie nur gegen mich nicht sind wie dieses! — Was heißt das? — Wenn Sie nur nicht... wie Eis gegen mich sind... — Ei! wirklich! Hat Albert Ihnen den Auftrag gegeben, mir dieses zu sagen? — Ach! sehen Sie... wenn unsere Freunde abwesend sind... man ein so glühendes Herz hat... und sich neben einer so schönen Frau befindet...“

Der Kellner reißt die Thüre des Cabinets auf und sagt: „Ich habe weder Biscuits noch Makronen gebracht... weil die Madame keine will! — Wie? wer hat Ihnen gesagt, ich wolle keine?“ rief Madame Plays aus. — „Der Herr hier hat...“

Tobias wird purpurroth, wirft dem Kellner wüthende Blicke zu und unterbricht ihn, indem er schreit: „Was sagen Sie da?... was lügen Sie uns vor?... Ich habe zu Ihnen gesagt; wenn Ihre Biscuits

nicht zart und Ihre Makronen nicht frisch feien, so wolle ich sie nicht, so können Sie sie behalten... denn ich will der Madame nur aufwarten, was ihrer würdig ist. — Aber, mein Herr, Sie haben mir doch auf dem Ausgang gesagt... — Was geht es mich an, wenn Sie mich falsch verstanden haben... Genug jetzt; gehen Sie, lassen Sie uns mit Frieden!"

Der Kellner gibt keine Antwort, sieht mit tückischer Miene zu Boden und geht.

"Dieser Kellner ist doch ein vernagelter Mensch!" sagt Tobias, ruhig wieder sein Eis essend; „er hat mich in meinem Gespräche gestört. — Albert ist also durch eine sehr wichtige Angelegenheit abgehalten worden... vielleicht durch ein Stelldichein mit einem andern Frauenzimmer... Sie wissen das ohne Zweifel... da er Ihnen seine innersten Geheimnisse anvertraut... die Männer sind alle schlecht, wenn sie beisammen sind. — Und einzeln betrachtet? — Ach, einzeln sind sie auch nicht viel besser; dann thun sie aber wenigstens bisweilen unsern Willen... Albert muß ein sehr großes Vertrauen in Sie setzen, da er Sie beauftragt hat, mich hierher zu begleiten! — Es macht mich auch sehr glücklich... und was das Vertrauen anbetrifft, so würde ich es mit Vergnügen mißbrauchen... — Wirklich!... das ist schön! — Glauben Sie mir, wenn ich das Glück hätte, die Liebe einer so schönen Frau wie Sie zu besitzen, so würde ich ihr während meiner Abwesenheit keinen meiner Freunde zur Gesellschaft schicken. — Es ist

wahr, es ist ein Beweis... — Von großer Dummheit oder großer Gleichgültigkeit... — Ach, ach! Sie reden sauber von Ihrem Freunde... — Die Abwesenden haben Unrecht!... dieses Sprichwort wird sich jederzeit bewähren. — Glauben Sie? Ich bin vielleicht nicht Ihrer Ansicht. — O doch, o doch!... seien Sie meiner Aufsicht! Wenn man Augen hat, die...“

Der Kellner macht die Thüre auf und tritt mit zwei Tellern voll Biscuits und Makronen ein, die er auf den Tisch setzt und sagt: „Es ist Alles ganz frisch... Versuchen Sie es nur... gestern war noch Alles warm...“

Madame Plays fängt an hellauf zu lachen, denn Tobias macht ein Paar Augen wie Pistolen; indessen wagt er es doch nicht, Etwas zu sagen, und der Kellner will sich, nachdem er seine Biscuits auf den Tisch gestellt hat, bereits wieder entfernen, als Madame Plays, die ihr Vanilleeis schon verzehrt hat, ihn zurückruft und befiehlt: „Kellner, bringen Sie mir noch ein Glas Gefrornes. Was für haben Sie sonst? — Madame, wir haben Himbeer- und Vanilleeis... — Daß Sie Vanilleeis haben, weiß ich, denn ich habe ja so eben gegessen... Aber ich frage Sie, von welchem Obste Sie Gefrornes haben? — Madame, wir haben Himbeer- und Vanilleeis... — Ich verstehe; Sie haben sonst keines. — Sie entschuldigen, Madame, wir haben auch Harlekins-Gefrornes. — Was für? — Mit Vanille oder Him-

beeren. — So bringen Sie mir mit Himbeeren...
Und Sie, mein Herr, essen Sie keines mehr?"

Diese Frage wurde an Tobias gerichtet, der sich alle Mühe gab, eine zufriedene Miene beizubehalten und antwortete: „Nein, ich esse nie mehr als ein Glas Eis!... Ich hüte mich wohl davor! Ich habe die Erfahrung gemacht, daß vieles Gefrorne schädlich ist, man bekommt den Magenkrampf davon. — O! ich wollte ein Duzend Gläser, ja den ganzen Tag hindurch essen, es würde mir nichts schaden. — Beim Teufel, denkt Pigeonnier, es ist ein Glück, daß es hier nur Vanille- und Himbeer-Gefrorne gibt.“

Der Kellner geht, das Himbeer-Gefrorne zu holen, welches er auch alsbald herbeibringt. Uebermals macht er sich mit dem Ordnen der Gläser, der Löffel und Geschirre zu schaffen, endlich entfernt er sich wieder. Und während Madame Plays ihr Himbeereis isst, verkostet sie auch von den Makronen und Biscuits. Da kann man sein Geld los werden, denkt Tobias in seinem Sinne. Das Weib verzehrt viel. Wenn ich sie nicht einigermaßen dadurch zerstreue, daß ich ihr von meiner Liebe vorspreche, so ist sie alles auf. Ich habe mir sagen lassen, die Weiber müßten immer einen Sinn beschäftigt haben... Wir wollen daher versuchen, ihre Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken.

Damit rückt der junge Mann näher zu Madame Plays hin, betrachtet sie mit flammenden Augen und stößt einen tiefen Seufzer aus. Die schöne Frau,

welche gerne lacht, ruft verwundert: „Ei, mein Gott! Herr Tobias... was wandelt denn Sie an? Sie machen Augen an mich hin... und seufzen so rührend dazu... — Ach! Madame... ich sehe ein, daß Albert sehr Unrecht daran that, mir aufzutragen, bei Ihnen zu bleiben... — Wie... Sie bereuen es, Ihrem Freunde diesen Dienst geleistet zu haben? — Wenn dieser Dienst aber meinen Frieden, meine Ruhe und mein Glück kostet... — Ha! ha! ha!... Sie scherzen... In welcher Beziehung steht denn das zu Ihrer Ruhe?..."

In diesem Augenblicke fängt der Marktschreier (der unter dem Cabinete, in welches Tobias seine Dame geführt hat, mit einem langen Stocke, mit dem er auf ein großes, über dem Eingange zur Bude angebrachtes, auf Leinwand gezeichnetes Gemälde schlägt) an, sein Schauspiel anzukündigen. Der Gaukler hat eine so durchdringende, freischende Stimme, daß es den in den Cabineten befindlichen Personen, selbst wenn sie durchaus nicht darauf achten wollen, unmöglich ist, seine Worte zu überhören; daher wurde folgendes Gespräch, welches sich zwischen dem jungen Manne und der schönen Frau entspann, nothwendiger Weise durch das Geschrei des Hanswurstes unterbrochen.

Tobias (der die Hand der Madame Plays ergreifen will).

Sie fragen, in welcher Beziehung das zu mei-

ner Ruhe stehe... haben Sie es nicht selbst schon errathen?... O Gott!...

Der Marktschreier.

Es fängt an, meine Herren und meine Damen, es fängt an!...

Madame Plays.

Lassen Sie meine Hand los... Sie setzen sich sehr nahe neben mich...

Der Marktschreier.

Jetzt ist der Augenblick! jetzt ist die rechte Zeit... es wird an an an an... fangen!

Tobias.

Ach! ich möchte noch näher bei Ihnen sein... ich möchte...

Der Marktschreier.

Kommen Sie! kommen Sie herbei! nehmen Sie sich Bilette! es werden ihrer nicht genug vorhanden sein!...

Madame Plays.

Der Mensch ist unausstehlich mit seinem Geschrei!...

Tobias.

Ach! ich gebe ihm kein Gehör!... ich denke nur an Sie... die ich anbete... wenn ich nur ein kleines Eckchen in Ihrem Herzen erhalten könnte.

Der Marktschreier.

Es gibt Plätze zu sechs, zu vier und der Bequemlichkeit des Publikums wegen zu zwei Sous.

Madame Plays.

Aber Herr Tobias, ich war in der That weit entfernt, zu vermuthen... mein Herz ist nicht so leicht zu erobern... und um es zu überwinden...

Der Marktschreier.

Die Herren Militärs bezahlen nur die Hälfte, und dürfen die Sporen anbehalten!

Tobias.

Ach! wenn es sich nur darum handelte, Sie zu lieben wie der rasende Roland... dessen bin ich fähig... meine Liebe ist ungeheuer...

Der Marktschreier.

Es ist wunderbar, erstaunlich, merkwürdig!

Madame Plays.

Seit wann lieben Sie mich denn... ist denn diese Neigung so mit einem Male erwacht? das ist doch nicht recht wahrscheinlich! was habe ich denn, daß ich Ihnen so sehr gefalle?

Der Marktschreier.

Curiositäten, die man in der Welt noch nie gesehen hat!

Tobias.

Was Sie haben, Madame! was Sie haben!... Sie fragen mich noch... in meinen Augen sind Sie eine Göttin!

Der Marktschreier.

Ein Strauß, der einen eben so langen Hals hat

wie ein Giraffe, und seine Zunge zeigt, auch wenn man es nicht verlangt!

Madame Plays.

Schweigen Sie! das werden Sie Jeder weismachen; ich wette d'rauf... Lassen Sie einmal hören, Herr Pigeonnier, wie viel Liebshäften haben Sie?

Der Marktschreier.

Drei Pantherthiere, welche die drolligsten Purzelbäume machen.

Tobias.

Ich Liebshäften! ich habe keine... und wenn ich das Glück hätte, Sie zu interessiren, so wären Sie für mich...

Der Marktschreier.

Ein ächtes Kameel, welches allen Anstrengungen des Körpers Troß bietet und tagelang auf dem Rücken liegen bleibt.

Madame Plays.

Mein Gott! wie langweilig ist das Geschrei dieses Menschen. Ist er wohl nicht bald fertig? (Sie ist ein Biscuit.)

Der Marktschreier.

Jetzt ist der Augenblick, wo die Thiere ihre Nahrung empfangen.

Tobias.

Ah! lassen Sie mich diese zarte Hand küssen, diesen runden Arm lieblosen...

Der Marktschreier.

Nun spielt das männliche Kameel allerlei Streiche mit seinem Weibchen.

Madame Plays.

Dieser Gaukler greift meine Nerven an. Welcher Gedanke, mich hierher zu führen; Albert wählt die Orte zu seinem Stelldichein sehr schlecht. Ach! Herr Pigeonnier, lassen Sie mich gehen! ich dulde nicht, daß man meine Kniee so berührt.

Der Marktschreier.

Ne ne ne ne... hmen Sie sich Billete!

Tobias (indem er Madame Plays um die Taille faßt).

Welche elegante Taille. Sie erinnern mich an die schönen Formen der Venus.

Der Marktschreier.

Es ist immer noch Platz übrig! wenn es Ihnen gefällt, so sagen Sie es auch Ihren Freunden und Bekannten.

Madame Plays.

Nun, was machen Sie denn, Herr Tobias! Sie sind so dreist.

Der Marktschreier.

Der Vorhang wird aufgezogen... Sie werden sehen, was zu schauen ist!"

Jetzt erhebt sich Madame Plays ungeduldig von ihrem Sitze und ruft aus: „Ach, ich halte es nicht länger aus! dieser Mensch spricht Dinge, die abscheulich zu hören sind! — Er ist fertig, o! ja, sein

Geschrei hat jetzt ein Ende. An dem Geräusch hören wir, daß man nun in die Bude hineingeht."

Getrommel und Trompetengeschmetter ertönte in der That vor der Bude des Marktschreiers. Die Aufforderung ist zu Ende, einige Gaffer und Simpel gehen in das Zelt hinein, und der größere Theil der Neugierigen zerstreut sich, wohl wissend, daß bei der Art Schauspiele der Anblick vor der Thüre ergötzlicher ist, als der im Innern.

Tobias nimmt Madame Plays bei der Hand und führt sie wieder auf ihren Platz zurück, denn er möchte das Gespräch, welches interessant zu werden anfing, wieder fortsetzen. Die schöne Frau läßt es geschehen und setzt sich wieder mit den Worten: „Aber Albert kommt nicht, und ich fange an, sein Betragen sehr sonderbar zu finden.“

Pigeonnier stürzt sich Madame Plays zu Füßen und ruft aus: „Wohlan! wenn er nicht kommt, haben Sie einen Grund mehr, ihn zu vergessen, sich zu rächen, sich mir zu ergeben.“

Die schöne Dame scheint zu zögern und stößt den kleinen jungen Mann, der vor ihr auf den Knien liegt, weniger streng zurück, aber indem sie ihren Halskragen ordnet, streift ihre Hand das Billet, welches sie in ihren Busen gesteckt hat; sie zieht es hervor und ruft aus: „Ach der Tausend! ich habe auf dem Boulevard Alberts Brief nicht lesen können. Ich will doch einmal sehen, was er mir darin sagt, und wie er Sie bei mir empfiehlt... davon hängt

es ab, ob ich Ihnen Gehör schenken werde!... — Lesen Sie, lesen sie!“ entgegnete Tobias, der sich vorstellt, Alberts Brief könne die schöne Frau nur zu seinen Gunsten stimmen!

Madame Plays öffnet den Brief und geht ihn leise durch, je weiter sie aber liest, je mehr verändert sie sich, sie wird immer röther, und der Ausdruck des Zorns und der Verachtung malen sich in ihren Zügen. Um dieses zu begreifen, muß man sich erinnern, daß der leichtsinnige Albert seine Epistel schrieb, während sein Freund Mouillot laut den Speisezetteln machte. So geschah es, daß derselbe, während er nur die Phrasen zu schreiben glaubte, die ihm gerade in den Kopf kamen, auch einen Theil der Speisen niederschrieb, die sich Mouillot diktirte, wodurch ein Billet folgender Art daraus entstand: „Reizende Frau, Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe... für drei, das reicht schon. Ihr Bild schwebt unaufhörlich vor meiner Seele... Einen Kalbskopf mit Schildkröte. Damit Sie mich nicht vergebens zum Stelldichein erwarten, schicke ich Ihnen einen vertrauten Freund... der recht frisch ist... Er wird Ihnen Gesellschaft leisten... Mit weißer Sauce.“

Madame Plays mag nicht weiter lesen, sie ballt das Papier in ihren Händen zusammen, wirft es zu Boden, steht rasch auf, betrachtet Tobias mit Blicken, die ihm unbegreiflich sind, und fragt ihn mit zorn-erstickter Stimme: „Wissen Sie, was dieser Brief enthält? — Ja, ich weiß es... gewiß, schöne Dame,

ich habe ihn meinem Freunde theilweise diktirt. —
 Ah! Sie haben ihn diktirt! ... Dann sind Sie und
 Ihr Freund zwei schamlose Menschen!“

Mit diesen Worten gibt Madame Plays dem jungen Tobias eine Ohrfeige, in Folge deren er ganz betäubt und wie angenagelt auf seinem Plaze bleibt, dann nimmt sie hastig ihren Shawl und ihren Hut, zieht diese schnell an und verläßt augenblicklich das Cabinet, ohne die Person, welche sie darin zurückläßt, nur eines Blickes zu würdigen.

Der arme Pigeonnier verweilt noch ganz ergriffen von dem, was ihm begegnet ist, mehrere Minuten auf derselben Stelle, dann stürzt er aber mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab und schreit: „Ha! das ist zu arg! ... eine Ohrfeige! ... weil ich ihr mein Empfehlungsschreiben übergab ... eine Ohrfeige ... während sie sich doch eben noch in die Kniee kneifen ließ ... und wie! ... Das ist unbegreiflich! Und bei alle dem habe ich mein Geld zum Fenster hinausgeworfen ... Kellner! Kellner! ...“

Der Kellner kommt mit noch höhnischerer Miene. Tobias hat vier Franken fünfzig Sous zu bezahlen. Er legt seufzend das Geld hin und denkt: „Wenn ich es nur bei der Bouillotte wieder gewinne! ...“

In diesem Augenblick fängt der Marktschreier abermals wieder an, mit seinem Stocke auf das Gemälde zu klopfen, und schreit: „Kommen Sie herein, meine Herren und meine Damen, kommen Sie herein, Sie werden sehen, was zu schauen ist... Neeeeee... hmen

Sie sich Billete! wenn es Ihnen nicht gefällt, erhalten Sie Ihr Geld wieder zurück! — Der Teufel soll Dich holen!" ruft Tobias aus, indem er das Cabinet verläßt. „Ich bin durchaus nicht zufrieden, habe heute tolle Ausgaben gemacht und Niemand gibt mir mein Geld zurück! ...“

